...orm. 1940 z/(3,3 Mühlbach

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

27630.

Deutschland
in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Dritte Abtheilung:

Deutschland gegen Frankreich.

Vier Bände.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Deutschland gegen Frankreich.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dritter Band.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpping

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Prinz Louis Ferdinand.

Drittes Buch.

Prinz Louis Ferdinand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.
Herzensergießungen.

Ein Sieg! Gott sei gelobt! Ein erster Sieg über das französische Lumpengesindel! Wie sie gelaufen sind bei Bois le Comte vor General Clerfait und seinen tapferen Schaaren! Und es waren ihrer doch zehntausend Mann, und Clerfait hatte nur ein paar Regimenter leichte preußische Reiterei! Ich sage Dir, Friedrich Wilhelm, diese Nachricht ist Balsam für mein krankes Herz und hat es beinahe wieder gesund gemacht! Ein erster Sieg über die Sansculottes! So freue Dich doch, Friedrich, jubele doch mit mir!

Ich wollt' ich könnt's, Louis, sagte der Kronprinz achselzuckend, aber ich kann leider die Sache nicht so mit triumphirenden Augen betrachten wie Du, und ich fürchte, wir werden uns mit

diesem kleinen Siege vielleicht bald über große Niederlagen trösten müssen!

Und weshalb fürchtest Du das, Bruderherz? Weshalb willst Du nicht lieber Dich freuen über das, was wir schon errungen haben, und Dich davon begeistern lassen zu glücklichem Hoffen?

Weil ich nicht wie Du nur den Kanonendonner und das Trompeten und Blasen der Regimentsmusik allein höre, sondern auch ein bischen hingehorcht habe nach dem Geflüster und Gebrumme der Diplomaten.

Was? Sind diese Schlangen und Eidechsen schon wieder hineingeschlüpft in das Paradies unseres Lagerlebens? fragte Prinz Louis Ferdinand heftig, indem er förmlich erschrocken sein Pferd mit einem kurzen Ruck anhielt.

Der Kronprinz nickte. Sind drin, mitten drin, Louis, und ich fürchte, sie werden uns das Paradies des Lagerlebens verderben, da Du doch einmal diesen glänzenden Ausdruck gebraucht hast für das gottesjämmerliche Dasein, welches wir hier in Schmutz und Regenwetter führen, mit keinem andern Feind vor uns als den Hunger und den Regen, und mit keiner andern Aussicht in die Zukunft, als daß es noch schlimmer kommt. Ein schönes Paradiesesleben, das muß ich sagen,

wo man bis auf die Haut durchnäßt ist, ohne Hoffnung, jemals wieder trocken zu werden und die berühmte Sonne der Provence jemals von Angesicht zu Angesicht zu schauen, wo man nichts zu essen bekommt, und sieht, wie den armen hungernden Soldaten das Zeug förmlich vom Leibe fault. Mir blutet das Herz, wenn ich die armen Kerls so trübselig und zerlumpt einhermarschiren sehe! Sonst waren sie so lustig und guter Dinge, und jetzt hört man nirgends mehr ein fröhliches Lied oder einen guten Witz, Alles ist still und verdrossen, und dabei sehen die Kerls aus, daß man sich schämen muß, wenn man sie ansieht. Mein Herz hat mir förmlich geblutet, als ich heute mein Regiment aufmarschiren ließ, nichts als mürrische, verhungerte Gesichter und schmutzige, zerlumpte Uniformen.

Nun freilich, lachte Louis Ferdinand achselzuckend, so propre wie auf dem Paradeplatz zu Potsdam kann Dein Regiment nicht aussehen, und aus den Schachteln kannst Du Dir nicht frische, neu abgeputzte Kerls herausnehmen. Aber was liegt an einem bischen Schmutz und einem bischen Zerfetztheit und einem bischen Hunger! Wir haben doch einen ersten Sieg über die Franzosen errungen, und die Kerls haben Reiß=

aus genommen. Das hat unsern Soldaten besser geschmeckt wie ein Mittagsessen, und außerdem können sie sich nicht beklagen, daß wir etwas vor ihnen voraus haben, wir sehen ja auch nicht gerade salonmäßig aus, und ich kann nicht sagen, daß ich in Ueberfluß geschwelgt habe. Aber ich beklage mich nicht, denn das ist eben der Krieg, und es macht Einem Lust, zu entbehren, zu hungern und zu dursten, wenn man sieht, daß es selbst dem König nicht besser geht! Er hat auch nichts zu essen, und der Regen durchnäßt ihn so gut wie uns Alle. Mir gefällt aber der König viel besser in seiner durchnäßten Uniform hier im Felde, als in dem goldgestickten Sammetrock im Salon zu Potsdam, und es ist prächtig von Seiner Majestät, daß er es nicht besser haben will wie wir Anderen, und nicht einmal einen Mantel umgeworfen hatte, als wir uns heute Morgen in Marsch setzten!

Aber die Emigrirten haben darüber ein großes Lamento erhoben, sagte der Kronprinz lächelnd, und es hat mich ergötzt, ihre kummervollen Gesichter zu sehen. Der Marquis von Bouillé kam zu mir herangeritten mit höchst kläglichen Mienen, und beinahe schluchzend und in den Tönen des höchsten Jammers bat er mich, ich solle doch

Seine Majestät beschwören, sich nicht so tollkühn dem Unwetter auszusetzen, sondern wenigstens bei dem strömenden Regen den Mantel überzuwerfen. — Ich erwiderte dem würdigen Marquis, daß wir Alle uns gerade freuten, den König so ohne Mantel und allen Unbilden des Wetters sich preisgebend zu sehen, und daß bei uns der König alle Beschwerden seiner Armee zu theilen gewohnt ist. Weißt Du, was mir der zärtliche Hofmann darauf erwiderte? Er sagte mir, wir bewundern Seine Majestät, aber das Unglück sei nur, daß die französischen Prinzen nun gezwungen seien, das Beispiel des Königs nachzuahmen, und auch ohne Mantel gehen müßten. Sie wären in Folge davon schon bis auf die Haut durchnäßt, jammerte der Marquis, und dabei rannen ihm die Thränen so dicht über die Wangen, als wenn eine Wolke von dem grauen Himmel da droben sich in seinen Augen verloren habe und daraus regnete. Ich hasse dieses französische Hofgesindel, diese Pomadenhelden, die Einem förmlich den Geschmack an diesem Kriege verderben können, wenn man bedenkt, daß es um ihretwillen ist, daß wir und unsere armen Soldaten all' diese Noth und Misère erdulden.

Nicht um ihretwillen, Friedrich, sagte Prinz

Louis lebhaft, um des Königthums, um der Idee, und endlich um des Hasses willen, den wir Alle doch empfinden müssen gegen die Rebellen und Aufrührer, die Sansculottes und Republikaner, um dies Alles führen wir den Krieg. Aber ich muß Dir leider zugestehen, daß die französischen Prinzen Einem keine Begeisterung einzuflößen vermögen für die Sache, welche sie vertreten, und daß, je öfter man sie sieht, man desto mehr desenchantirt von ihnen wird. Verdenken kann man es der französischen Nation nicht, daß ihnen Monsieur und der Graf von Artois nicht gefallen. Mir gefallen sie auch nicht mehr, und obwohl mich das leichtfertige und lustige Wesen des Grafen Artois anfangs sehr ergötzt hat, und obwohl ich sogar ein solcher Esel war, ihm nachzueifern und mich nach seinem Wesen zu modeln, so bin ich doch jetzt von dieser Bewunderung vollkommen curirt und weiche ihm gern aus, so viel ich nur kann.

Und Monsieur, der Herr Graf von Provence, mit seinen falschen Augen und seinen heuchlerischen Mienen, der ist mir erst recht ein Greuel, murrte der Kronprinz. Wir wissen es ja Alle, daß er mit die Schuld trägt an Dem, was in Frankreich geschehen, weil er die Königin haßte und

sie durchaus aus Frankreich vertreiben wollte, aus Groll und Feindschaft darüber, daß sie ihn bei Seite gedrängt und mehr Einfluß als Monsieur über den König gewonnen hatte. Und wenn man ihn nun hört, mit welcher heuchlerischen Zärtlichkeit er von seiner erhabenen Schwägerin spricht, und wie er ihr Unglück beklagt und von ihrer unantastbaren Tugendreinheit spricht, er, der doch mit seinen Pamphlets und Pasquillen und Spottgedichten die arme Königin am meisten verdächtigt hat! Ich kann's gar nicht aushalten, und seine salbungsvollen Reden machen mich immer so desperat, daß ich lieber immer fortlaufe, um ihm nicht eine barsche Antwort zu geben. Und was die Prinzen uns Alles vorgeschwatzt haben von der Liebe und Begeisterung, mit welcher das französische Volk sie erwarte. Ist Alles Lüge, Alles Heuchelei! Ich war gerade in Verdun bei Madame Morand, als die französischen Prinzen ihren Einzug hielten, recht stattlich und feierlich in mehreren offenen Wagen. Aber ich habe nicht bemerkt, daß es irgend eine Sensation erregte. In Longwy ist es noch schlimmer gewesen, da haben die Leute gelacht, als der Graf von Provence auf seinem alten Schimmel, dem

Commode, mit dem Oelzweig in der Hand, seinen Einzug gehalten hat.*)

Ich hätt's sehen mögen, lachte Prinz Louis. Aber sage mir einmal, mein lieber verschwiegener Jüngling, wer ist die Madame Morand, aus deren Fenstern Du in Verdun dem Einzug der Prinzen zugeschaut hast?

Madame Morand ist eine sehr ehrenwerthe und liebenswürdige Dame, die ich auf dem Ball im Rathhause kennen lernte.

Und hat diese Dame nicht eine sehr ehrenwerthe und liebenswürdige Tochter? Warum wirst Du denn auf einmal so roth und wendest das Gesicht ab? Ah, ich habe Dich attrapirt! Bist endlich einmal auch in die Schlingen des losen Gottes gefallen, hast endlich auch einmal Deine keusche Tugend verloren an ein staubgeborenes Weib?

Ich bitte Dich, Louis, lache nicht, rief der Kronprinz mürrisch. Es thut mir wehe, Dich so lachen und über alles Reine und Gute spotten zu hören. Es ist traurig, daß Du an nichts mehr glaubst und gar keine Achtung mehr hast vor den Frauen. Ich bitte Dich aber ernsthaft,

*) Die eigene wörtliche Erzählung des Kronprinzen. Siehe: F. Förster, Neue und neueste Geschichte Preußens. I. S. 210.

keine Witzeleien und Spöttereien mehr zu machen über Mademoiselle Morand, und am allerwenigsten zu denken, daß ich etwa verliebt in sie wäre oder gar ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft hätte. Oh nein, ich achte sie viel zu hoch dazu, und sie ist ein viel zu reines und unschuldiges Wesen, als daß Einem jemals in ihrer Nähe solche unreine und lasterhafte Gedanken einfallen könnten, und —

Und Du bist selbst viel zu rein und tugendhaft, unterbrach ihn Louis, als daß Du jemals solche lasterhafte Gedanken hegen könntest, ein Weib für ein Weib zu halten und nicht für einen vom Himmel herniedergefallenen Engel. Was diese schöne kleine Morand anbetrifft, so —

So bitte ich Dich, nicht mehr von ihr zu sprechen, rief der Kronprinz ungestüm. Es thut mir weh, sie verlästern zu hören! Ich will Dir aber etwas sagen: wenn sie eine geborene Prinzessin wäre, meinetwegen aus dem kleinsten, erbärmlichsten Fürstenhause, meinetwegen aus Reuß-Schleiz-Lobenstein oder aus Pyrmont, so würde ich meinem Herzen gestatten, mit anderen Gefühlen an sie zu denken, und würde Alles daran setzen, sie mir zu gewinnen und sie mir zur Gemahlin zu erwerben. Und das muß ich Dir auch sagen, daß

Mademoiselle Morand, wenn sie eine geborene Prinzessin wäre, nicht wohlerzogener, anmuthiger und von feineren Manieren sein könnte, als sie es jetzt ist, und daß sie dem mächtigsten Throne der Welt keine Unehre machen würde. Da sie aber zu meinem Bedauern keine geborene Prinzessin ist, so muß ich es mir versagen, mit irgend anderen als ruhigen und freundschaftlichen Gedanken mich mit ihr zu beschäftigen, und ich bitte Dich also, mich nicht wieder mit solchen Neckereien zu beunruhigen. Ich wollte, die schöne Mademoiselle Morand könnte meine rechtmäßige Gemahlin werden! Da das aber ganz unmöglich ist, so hüte ich mich wohl, mich oft mit ihrem lieben Bilde zu beschäftigen, obwohl es recht klar in meinem Herzen steht. Aber zu einer unglücklichen Liebe oder gar zu einer frivolen Leidenschaft bin ich nun einmal nicht geschaffen, und ich hoffe, daß mein Herz sich niemals in dergleichen Irrgängen verlieren wird. So, und dies sei unser letztes Wort über die schöne und tugendhafte Mademoiselle Morand.

Beneidenswerther Mensch! rief Prinz Louis, welch ein edles, tugendhaftes und gutes Herz, welch ein echt ritterlicher Sinn. Ach, Friedrich, ich wollte, ich könnte Dir gleichen, ich wollte, mein

Sinn wäre so rein und tugendhaft wie der Deine! Ich beneide Dich, und doch — und doch beklage ich Dich!

Du beklagst mich? fragte der Kronprinz, und der lächelnde Blick seiner hübschen braunen Augen heftete sich auf das ernste schöne Antlitz seines Vetters. Darf ich wissen, weshalb Du mich beklagst?

Ich beklage Dich, weil Du niemals den seligen Schmerz, die himmelanstürmende Begeisterung einer wahren und wirklichen Leidenschaft empfinden wirst. Ach, wenn alle Gedanken, alle Träume beschäftigt sind mit dem Einen geliebten, angebeteten Weibe, wenn man für einen Kuß von ihr sein Blut tropfenweise hingeben möchte, wenn das Herz Einem klopft zum Zerspringen bei dem Laut ihrer Stimme, wenn bei der Berührung ihres Fingers Einem das Blut wie loderndes Feuer durch die Adern jagt, wenn man tausend Leben hingeben möchte für eine Stunde in ihrer Nähe, dann ist man glückselig, dann beneidet man die Götter nicht um ihre olympischen Freuden, dann ist man selber ein Gott, und alle Entzückungen der Erde und des Himmels flammen in unserer Seele und jauchzen in unserem Herzen! Oh selige, selige Liebe, oh glühende Leiden-

schaft, wer dich empfindet, der darf von sich sagen, daß er das Paradies errungen hat, und der wird es auch geduldig hinnehmen, wenn der Gott der Götter ihn aus dem Paradiese verjagt! Wird doch immer wieder herankommen, wird doch immer mit seines Herzens heiligstem Empfinden das Paradies sich erobern und immer wieder den Verlockungen der angebeteten Eva sich ergeben! Ich grüße dich, meine Eva, ich sehne mich nach dir, und obwohl ich in deinem Auge mein Verderben und in deinem Lächeln meinen Tod gelesen habe, so lasse ich doch nicht von dir, so will ich dich suchen und wiederfinden, und müßte ich ein Jahr meines Lebens für eine Minute in deinen Armen hingeben!

Wie ein glühender Feuerstrom flossen die Worte von seinen Lippen, wie in einer Verzückung glänzte sein schönes begeistertes Angesicht, und seine großen flammenden Augen starrten mit selig lächelndem Blick in die Ferne, als erschauten sie da die Eva, welche er gebannt mit seiner Liebes-Dithyrambe.

Dem Kronprinzen ward es unheimlich und unbehaglich, er schaute mit einem scheuen Blick auf den Prinzen hin, für dessen leidenschaftliche Verzückung er gar kein Verständniß hatte.

Bist wieder einmal verliebt, Louis, sagte er beinahe grollend, hast Dich wieder einmal von den schwarzen Augen irgend einer Coquette verführen lassen, und wirst nun Deiner Liebe zu Ehren wieder eine Menge toller und übermüthiger Streiche begehen, welche die Frau Mutter furchtbar ängstigen und den Herrn Vater zornig machen!

Mag sein, mein vielgeliebter und mein weiser Freund, lachte Prinz Louis. Aber ich bin jetzt am Ende doch der Angst von Mama und dem Zorne von Papa entwachsen und muß meine eigenen Wege gehen, ohne mich noch länger am Gängelband der devoten Kindesliebe leiten zu lassen!

Es wäre aber, glaube ich, besser, Du thätest es, Freund, denn vor manchem gefährlichen Fall und vor manchem Abgrund würdest Du alsdann sicherlich bewahrt werden!

Aber es wäre dann für mich gar kein Verdienst dabei, und lieber will ich in einem Abgrund meine Glieder zerschellen, und so büßen für eigene Schuld, denn in meinem Bette zu sterben und auf meinem Grabstein keine andere Inschrift zu haben, als diese: „Er war ein gehorsamer Sohn und ging friedlich durch das Leben,

behütet von der Mama und auf ehrbaren Wegen erhalten von dem Papa."

Du bist und bleibst ein übermüthiges Genie, sagte der Kronprinz, und es hilft auch gar nichts, Dir Moral predigen zu wollen. Man muß Dich eben gewähren lassen. Aber ich möchte Dich doch beschwören, Freund, Deine Leidenschaft ein wenig zu zügeln und Dich nicht von ihr hinreißen zu lassen. Artois hat mir mit allerlei boshaften Anmerkungen erzählt, daß er Dich überrascht habe bei einem Rendezvous mit einer der Damen, die mit den französischen Prinzessinnen von Coblenz gekommen. Er sagt, sie sei die gefährlichste Nixe des Rheins, und von ihrem Gemahl förmlich darauf eingeübt, reiche, angenehme und besonders angesehene Cavaliere zu bethören. Es scheint eine recht saubere Ehe zu sein, welche der Herr Baron von Ehrenfels mit seiner soi disant Gemahlin führt. Sie muß die Cavaliere durch ihre Coquetterien anziehen und von ihnen Geschenke erpressen, und er ruinirt sie nachher als Banquier beim Pharao, denn er ist ein Spieler von Profession. Artois hat mir vier bis sechs vornehme Cavaliere genannt, die von diesem saubern Ehepaar förmlich ausgeplündert sind, und er hat es mir zur Pflicht gemacht, Dich zu warnen.

Aber er hat sich wohl gehütet, diese Warnung zu übernehmen, denn er weiß sehr genau, welche Antwort ich ihm darauf würde gegeben haben.

Nun, und darf man fragen, was für eine?

Diese Antwort, rief Prinz Louis mit blitzenden Augen und zorngerötheten Wangen. Ich würde gesagt haben: „Verleumder und Lügner, denken Sie an den Wald von Grandpré." Dann würde ich ihm meinen Handschuh auf seine verleumderischen welken Lippen geschlagen haben, und der Schelm würde es hingenommen haben wie einen lustigen Scherz, und würde aus der tödtlichen Beleidigung sich ein ganz angenehmes Amusement zurechtgedreht haben. Ich bitte Dich, Friedrich, höre nicht auf diese verleumderischen Lästerungen, oder wenn Du es doch willst, so sei wenigstens so barmherzig, mir nichts von ihren Lügen zu wiederholen. Du thust mir wehe damit, schmerzlich wehe, denn ich sage Dir, ich liebe diese Frau, der Gedanke an sie ist mein Entzücken, meine Begeisterung, meine Qual und meine Lust. Ich könnte um ihretwillen mich zum Don Quixote machen und die ganze Welt durchziehen, um sie zu suchen.

Nun, da würdest Du eben nicht weit zu suchen haben, sagte der Kronprinz spöttisch. Jedes Kind

in Coblenz kennt, wie mir Artois sagt, das Raubritterpaar, denn so nennt dort Jeder den Baron und die Baronin, und wenn man fragt, wie das Schloß heißt, was dort am Ufer des Rheins weiter abwärts von Coblenz auf der schroffen Felsspitze liegt, so antworten Dir die Leute: „Das ist die Mausefalle!" und Niemand denkt daran, das Schloß Windeck bei seinem wirklichen Namen zu nennen!

Schloß Windeck! rief Prinz Louis freudejauchzend. Nun habe ich's also, nun weiß ich's! Und habe doch treulich mein Gelübde gehalten, habe nicht gefragt und nicht geforscht, und weiß es nun doch und habe gefunden, was ich nicht suchen durfte! Ich danke Dir, Friedrich, ich danke Dir! denn nun bin ich glücklich, nun bin ich froh und zufrieden, und nun bitte ich Gott aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, daß wir heute oder morgen oder übermorgen endlich eine Schlacht schlagen, welche den Sieg entscheidet und dem Krieg ein Ende macht, oder uns wenigstens einen Waffenstillstand giebt, damit ich nicht zum Deserteur werde, zum fahnenflüchtigen Deserteur!

Ich bitte Dich um Gottes willen, Louis, sprich nicht solchen Unsinn! rief der Kronprinz ganz erschrocken und ängstlich, indem er einen scheuen

Blick rückwärts warf auf die Officiere, welche hinter den beiden Prinzen vor den Reihen der Soldaten standen. Gott sei Dank, fuhr er aufathmend fort, es hat Niemand Deinen unsinnigen Ausruf gehört. Sie horchen Alle hinüber nach dem Kanonendonner, der aus der Gegend von Valmy herübertönt.

Und sehen dabei ziemlich verdrießlich aus, ergänzte Prinz Louis Ferdinand. Können es noch immer nicht vergessen, daß sie gestern um ihr Mittagessen gekommen sind, und daß sie weiter marschiren mußten, gerade wie man mit dem Abkochen beschäftigt war. Ich gestehe auch, daß mir selber etwas wehmüthig zu Muthe ist, wenn ich daran denke, daß ich eben im Begriff war, mit meinen Officieren an einem Kessel Bouillon mich niederzusetzen, als der Befehl zum schleunigen Marsch kam, und die Flüche der Soldaten fanden in meinem Herzen einen kleinen Wiederhall. Wenn Einem das Mittagessen vor der Nase weggeschnappt wird ohne Aussicht und Hoffnung auf ein Abendessen, so gehört das nicht zu den begeisternden Momenten des Kriegslebens, und ich gestehe, daß mir jetzt ein kleines Frühstück recht willkommen wäre.

Nun, es ist keine Schande, zu bekennen, daß

es mir ebenso geht, sagte der Kronprinz lächelnd. Man ist wohl berechtigt, zu gestehen, daß man hungert, wenn man in vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hat. Und wenn man zum mindesten wüßte, wie das enden und was aus dem heutigen Tage eigentlich werden wird! Wir sind gestern so schleunig aufgebrochen, weil man uns sagte, es gelte, den fliehenden Feind zu verfolgen. Wir sind im Eilmarsch vorgerückt, und nun am Morgen sehen wir uns dem Feinde gegenüber, aber es ist kein fliehender Feind, sondern er steht und scheint es auf eine Schlacht wollen ankommen zu lassen. Gott gebe, daß es endlich dazu kommt!

Es wird dazu kommen, es muß dazu kommen. Hörst Du nicht, wie dort rechts die Kanonade immer stärker wird? Das ist der Prinz von Hohenlohe, der sich bereits mit der Avantgarde des Feindes engagirt hat. Oh, wenn doch erst die Sonne hervorkäme, wenn die unleidlichen Nebel sich höher höben, und man sehen könnte! Den verhaßten, den ersehnten, den geliebten Feind sehen könnte!

2.
Ein Blatt aus der Geschichte.

Es war in der Frühe des 20. Septembers, als die beiden Prinzen, vor der Front ihrer Colonne haltend, so miteinander sich unterhielten. Man hatte den ganzen vorhergehenden Tag trotz des unaufhörlich herniederströmenden Regens, trotz des unergründlichen Weges mit seinem Schmutz und seinen tiefen Wasserpfützen sich vorwärts bewegt, dann war bei Sommetourbe eine kurze Nachtruhe gehalten, und weiter dann im strömenden Regen, im grauen Morgennebel, ohne Frühstück, ohne Brot, in durchnäßten Kleidern, in zerrissenen Schuhen, weiter!

Wohin? Das war die Frage, welche von Mund zu Munde ging, welche wie ein unergründbares Räthsel die Reihen der Soldaten

durchlief, welche leise die Officiere einer dem andern wiederholten, welche die Commandeure und Generäle sich selber nicht zu beantworten wagten. Die Frage, welche nur die beiden obersten Heerführer, der Generalissimus Herzog von Braunschweig und der König Friedrich Wilhelm von Preußen hätten beantworten können, wenn — sie selber über die Antwort wären einverstanden gewesen.

Aber der Kronprinz hatte ganz recht gehabt zu sagen, daß er dem Kriege nicht traue, weil die Diplomaten sich mit ihren Künsten und Intriguen hineingemischt hätten. Sie waren allerdings in den letzten Tagen im Hauptquartier des Lagers sehr thätig gewesen, und Parlamentäre und Vermittler waren herüber und hinüber gegangen. Der Generalissimus war ein viel zu vorsichtiger und bedächtiger Feldherr, als daß er nicht, bevor er eine offene Schlacht wagte, alle Chancen geprüft, alle Möglichkeiten des Friedens und der Einigung sollte in Erwägung gezogen haben.

Er hatte daher auch die leisen Stimmen nicht überhören wollen, welche zu ihm sprachen von möglicher Einigung der französischen und der deutschen Armeen gegen das aufrührerische Paris,

welches in diesen Septembertagen eine blutende Beute der Sectionisten und Jacobiner geworden war. Und diese bluttriefenden Revolutionärs hatten die königliche Familie gefangen genommen und bedrohten in rachedürstendem Grimme ihr Leben.

Heimliche Boten waren von dem armen königlichen Gefangenen aus dem Temple gekommen und hatten kurze, lakonische Briefe von Ludwig dem Sechzehnten sowohl an den König von Preußen, als auch an den Generalissimus Herzog von Braunschweig, sowie an die französischen Prinzen gebracht.

In allen diesen Briefen beschwor der König die Verbündeten, zurückzukehren, keine feindlichen Angriffe zu machen, sondern Frankreich zu verlassen, um seines Lebens und das seiner Familie zu schonen.

„Wenn die Alliirten die französische Armee in einer Schlacht besiegen," schrieb der König, „so werden die Feinde des Königthums, welche jetzt in Paris die unbedingte Macht und Herrschaft an sich gerissen haben, es mich und meine Familie entgelten lassen. Statt uns zu befreien, werden sie nur unsern Tod und die Proclamirung der Republik beschleunigen."

Wir müssen also in solchen Geschwindmärschen und mit so überwältigender Macht nach Paris kommen, sagte der König, daß wir dort sind, ehe die Raubmörder und Rebellen Zeit gehabt, ihr blutiges Verbrechen zu vollenden.

Wir müssen mit Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gehen, sagte der Herzog von Braunschweig, wir müssen alle Chancen, alle Möglichkeiten prüfen, und wenn wir des Sieges nicht ganz gewiß und sicher sind, ist es besser, umzukehren und jede Schlacht zu vermeiden, denn wir retten dadurch vielleicht das Leben des Königs, während eine verlorene Schlacht, oder vielleicht schon überhaupt eine Schlacht, das Todesurtheil für die königliche Familie ist.

Und da waren die heimlichen Boten des Generals Dumouriez, die Vermittler des Generals Kellermann, welche dem Generalissimus zuflüsterten: Kehre um; rette das französische Königspaar, indem Du die Feindschaft gegen die französische Nation aufgiebst! Gönne mir Zeit, flüsterte durch seine Boten der General Dumouriez, Zeit, um mich selber stark gerüstet mit meiner Armee gegen Paris zu wenden, und mich zum Beschützer des constitutionellen Königthums zu erklären. In Paris ist Alles in größter Ver-

wirrung, die Septembriseurs sind der Schrecken der Pariser, und sie erwarten mich und meine Armee mit Sehnsucht, um von diesen blutigen Revolutionärs befreit zu werden und unter dem Schutz unserer Bajonette sich für das constitutionelle Königthum zu erklären. Laß also die Feindseligkeiten nur so lange ruhen, bis ich nach Paris gelangt bin und die königliche Familie aus den Händen ihrer wüthenden Feinde befreit habe.

Aber da waren andererseits die französischen Prinzen, und sie belagerten das Ohr des Königs und flüsterten: Sire, vorwärts nach Paris, vorwärts in Eilmärschen, um das bedrohte Königthum zu retten. Die ganze französische Armee ist königlich gesinnt, und sie wird, sobald die Alliirten ihnen nahe gegenüberstehen, mit klingendem Spiel und freudejauchzend übergehen und gemeinschaftliche Sache machen mit den Befreiern des Vaterlandes und der königlichen Familie. Vorwärts also, Sire, vorwärts nach Paris!

Und der König, in seinem stolzen und muthigen Herzen den französischen Prinzen zustimmend, hatte mit seinem Machtwort am 19. September das Vorwärtsrücken durchgesetzt und die Armee dadurch um ihr Mittagessen und um ihre Nacht-

ruhe gebracht. Der Generalissimus hatte sich dem Willen des Königs gebeugt, und von Sommetourbe war man vorgerückt bis Valmy.

Da stand man jetzt am Morgen des 20. Septembers, und ehe noch die Morgennebel sich hoben, verkündete der von der Ferne her brüllende Kanonendonner, daß die Avantgarde der Alliirten, welche der Prinz von Hohenlohe anführte, sich bereits im Kampfe mit der französischen Armee befand.

Dieser Kanonendonner aber sagte dem König, daß die französischen Prinzen ihn getäuscht hatten, daß die französische Armee, statt jubelnd zu den Befreiern überzugehen, mit Erbitterung kämpfte gegen die Alliirten, als gegen ihre Feinde.

Dieser Kanonendonner sagte dem Generalissimus, daß der schlaue Dumouriez und der kriegsgewandte Kellermann ihn durch Unterhandlungen nur hingehalten, um Zeit zu gewinnen, ihre Armeecorps zu vereinigen und dem Feinde gegenüber eine feste Position einzunehmen.

Als der Morgennebel jetzt sich hob, mußte selbst der König erkennen, daß diese Befürchtungen des Generalissimus wohl begründet waren. Während die Alliirten gezögert und auf die Zuflüsterungen der Unterhändler gehört hatten,

waren die Armeecorps von Kellermann und Bournonville herangezogen, hatten sich mit Dumouriez vereinigt und nahmen nun auf den Höhen bei Valmy und weiter abwärts in der Ebene eine gesicherte und unangreifbare Stellung ein. Denn auf den Höhen standen die Kanonen Kellermann's und bedrohten von dort aus den Feind bei seinem Heranrücken mit sicherem Verderben, und donnerten ihren drohenden Schlachtenruf schon jetzt herausfordernd hinüber zu den Alliirten.

Die Avantgarde derselben unter dem Prinzen von Hohenlohe hatte indessen dem Feinde gegenüber auch einige Höhen besetzt und gab nun mit den preußischen Brummer-Batterien Antwort auf das Donnern der französischen Kanonen.

Im preußischen Hauptquartier kämpften indessen zwei verschiedene Meinungen mit zorniger Heftigkeit. Die französischen Prinzen beschworen den König, den Befehl zum Angriff zu geben, die aufmarschirten Armeen im Sturmschritt gegen den Feind avanciren zu lassen, ihn zur Schlacht zu zwingen und dadurch die Möglichkeit des Ueberganges der französischen Armee zu erleichtern.

Der Herzog von Braunschweig aber in seiner Eigenschaft als Generalissimus bekämpfte diese

Ideen der französischen Prinzen und der Kriegspartei quand même, und erklärte, daß das Annehmen der Schlacht jetzt ein ungeheurer Fehler sein und eine unvermeidliche Niederlage zur Folge haben würde.

Während aber die Feldherren zankten und stritten, stand die Armee der Alliirten kampfbereit in Schlachtordnung da, die Generäle hielten bei ihren Brigaden, die Obersten bei ihren Regimentern, die Hauptleute und Lieutenants bei ihren Compagnien und Zügen. Alles wartete, Alles sehnte sich ungeduldig, erbittert von Kampfeslust, von Hunger auch, der entscheidenden Schlacht entgegen, horchte auf das Sausen der Kanonenkugeln, die herüber und hinüber flogen, horchte auf den ersehnten Ruf: Vorwärts! Auf den Feind! — und horchte auf diesen Ruf immer vergebens!

Was Wunder, daß man endlich des Wartens müde sich seines Hungers erinnerte, daß man wenigstens gegen diesen zu kämpfen suchte, da jeder andere Kampf noch auf sich warten ließ.

Die Dörfer und Ortschaften und Meiereien, welche in der Nähe lagen und im Umkreis der Schlachtlinie sich befanden, wurden mit Allem, was sie Eßbares enthielten, den hungrigen

Soldaten eine schnelle Beute. Jeder wollte sich entschädigen für das gestrige gestörte Mittagsmahl, jeder wollte sich stärken zu neuen Strapazen und Beschwerden. Und nicht blos die gemeinen Soldaten, auch die Officiere, die Hauptleute und Obristen, nahmen Theil an dem allgemeinen Fouragiren, und während die Kanonen donnerten, begann Jeder den Kampf mit dem wüthendsten aller Feinde, mit dem Hunger!

Auf der Spitze der Schwerter steckte man die erbeuteten, schnell gerupften Hühner in das hastig entzündete Feuer, um sie in „Braten" zu verwandeln. In der glühenden Asche standen die erbeuteten Eier, willkommene Leckerbissen für die französischen Emigrirten, die klug und gewandt die Ersten gewesen, welche die Gastfreundschaft ihres Vaterlandes in den Hühnerställen und Speisekammern geprüft hatten. Beneidete Günstlinge des Glücks, welche Eier kochen und Weißbrot dazu essen konnten! Welch ein leckeres, herrliches Mahl!

Selbst einem König konnte das heute beneidenswerth vorkommen, selbst der König hatte mitten in der Conferenz, welche zu entscheiden hatte über das Leben und Blut so vieler Tausende, einen Moment seinen persönlichen Gedanken und

Wünschen Gehör gegeben, und hatte mit einem leisen Seufzer ziemlich vernehmlich vor sich hin gesagt: Mich hungert!

Und keine dienstbeflissenen Kammerherren waren von dannen geflohen, um die unerhörte Mähr dem Hofmarschall, dem Küchenmeister zu melden, keine Lakaien hatten sich beeilt, die Tafel herzurichten und mit feierlicher Gravität die Speisen zu serviren!

Der König hungert! Aber kein Küchenmeister und kein Tafeldecker ist da, und ungedeckt bleibt der kleine weißgescheuerte Tisch in dem Bauernhause, welches der König zu seinem Hauptquartier erhoben hatte, und in welchem man immer noch Kriegsrath hielt über die große Frage des Tages!

Der König hungert! Aber noch mehr hungert er nach Kampf und Sieg und Vorwärtsschreiten, als nach leiblicher Nahrung, und ein edler Zorn wallt in seinem Herzen auf, und der kriegerische Geist seines großen Oheims blitzt in seinen Augen auf.

Es ist unmöglich, jetzt noch zurück zu weichen! Wir würden uns zum Gelächter machen vor ganz Europa! Laßt es endlich genug sein des Zauderns und des Ueberlegens! Wir sind nach

Frankreich gekommen, um zu kämpfen und zu siegen. Die Bevölkerung hat uns mit Ungeduld erwartet, mit Jubel willkommen geheißen. Unsere Avantgarde hat gestern einen Sieg über die französische Armee gewonnen, und diese ist, wie unsere Berichterstatter uns künden, im hastigen, übereilten Rückmarsch begriffen. Warum meldet man mir dies nicht früher? Die französische Armee wird mir entgehen, weil Niemand aufpaßt.*)

Sire, rief der Generalissimus heftig, Sire, ich wage zu behaupten, daß diejenigen, welche Eurer Majestät gesagt haben, die französische Armee sei im Rückmarsch begriffen, geflissentlich und wissentlich die Unwahrheit gesagt haben, um ihre Zwecke zu erreichen und ihre tollkühnen Pläne auszuführen.

Das sind sehr kühne und verwegene Worte, welche Serenissimus sich da erlauben, zürnte der König mit lauter Donnerstimme. Die französische Armee ist im Fliehen begriffen, sage ich, und es sind nur noch die letzten Reste derselben, welche drüben auf den Höhen bei Valmy sich

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Memoiren von Major von Massenbach. Band III.

aufgestellt haben und ihre letzten Kugeln verschießen, bevor sie sich uns ergeben.

Sire, es ist die ganze französische Armee in Schlachtordnung aufgestellt wie die unsrige, welche uns auf den Höhen von Valmy und in der Ebene erwartet!

Nun, wenn dem wirklich so ist, Generalissimus, rief der König empört, dann begreife ich nicht, wie wir noch einen Moment zaudern und uns besinnen können. Auch wir sind in Schlachtordnung aufgestellt, auch wir sind bereit zum Kampf! Laßt ihn uns also beginnen, und wir werden dann ja sehen, wer der Sieger des Tages sein wird!

Sire, ich beschwöre Sie, wollen Sie nicht unser Verderben, unsere sichere Niederlage! Unsere Soldaten sind erschöpft von langen Strapazen und Entbehrungen, während die feindliche Armee kräftig und frisch ist. Der Feind hat überdies jetzt eine uneinnehmbare Stellung eingenommen, und, vergeben mir Eure Majestät das Wort, es wäre unbesonnen, wenn wir einen Angriff in geschlossenen Colonnen gegen diesen unangreifbaren Feind machen wollten, denn er würde mit unserer Niederlage enden!

Besser wäre zuletzt am Ende sogar eine Nieder-

lage, als dies lächerliche Zögern und Zaudern, rief der König zornig. Auf, meine Herren, laßt uns den Kriegsrath beenden und das thun, um dessentwillen wir nach Frankreich gekommen sind, laßt uns den Feind auffsuchen und ihn angreifen, wo wir ihn finden!

Er erhob sich von dem Binsenstuhl, der ihm heute als Thronsessel gedient, und stürmte hinaus aus dem Gemach, um das draußen bereit stehende Roß zu besteigen. Seufzend folgte ihm der Generalissimus, und sich rückwärts wendend an die Generäle Kalkreuth und Manstein, sagte er leise, aber mit entschlossenem Tone: Ich werde nicht nachgeben. Bin ich Ihrer Beistimmung gewiß?

Ja, Serenissimus, Sie sind unserer Beistimmung vollständig gewiß; was Sie beschließen, das möge geschehen.

Sie folgten dem König, der inzwischen den nahen Hügel erstiegen hatte, und bereits seine Anordnungen gab zum Vorrücken der Armee.

Wie ein Lauffeuer ging der Befehl durch alle Regimenter, vorwärts zu rücken und sich zum Angriff fertig zu halten. Mit triumphirender Miene hielt der König auf dem kleinen Hügel und gab den hinter ihm befindlichen Officieren seine Be=

fehle. Der Kronprinz, strahlend vor Wonne und Entzücken, sprengte heran, und da Niemand bis jetzt Befehl zum Marschschlagen gegeben, hörte man seine schmetternde Stimme, welche seiner Regimentsmusik befahl, die Fanfaren ertönen zu lassen.

Nun jauchzte die Musik, und fand hüben und drüben ihren Wiederhall bei allen Regimentern, und zu dem Jauchzen der Musik gesellte sich das Donnern der Brummer-Batterien, die, vorwärts geschoben, die Kanonade der französischen Armee mit lautem Getöse erwiderten.

Aber in diesem entscheidenden Moment ritt der Herzog von Braunschweig mit düsterem Gesicht zum König hin:

Sire, wenn es in der That Ihre Absicht ist, die gesammelte französische Armee anzugreifen, so muß ich bitten, das auf Ihre eigene Verantwortung zu thun, denn ich sehe mich dann gezwungen, meine Stellung und mein Amt als Generalissimus der Alliirten niederzulegen.

Der König sah ihn mit bestürzter und zorniger Miene an: Sie erlauben sich viel, Eure Liebden. Ihre Worte klingen wie Drohungen, und der Herr Generalissimus vergißt, daß er einem souverainen König gegenübersteht. In die-

sem Augenblick der Entscheidung kann ich Ihre Demission nicht annehmen.

Der Herzog erwiderte den flammenden Zornesblick des Königs mit trotzigem Anschauen. Sire, und ich kann in diesem Augenblick der Entscheidung nicht als Generalissimus handeln. Ich beschwöre Eure Majestät, wenn ich als solcher fungiren soll, mich thun zu lassen, was meine Ueberzeugung ist.

Der König wandte sein Haupt ab. Thun Sie es! Dann wandte er sein Pferd und ritt nach einer andern Seite des Hügels. Bald tönte ein Commandowort durch alle Regimenter. Dies Commandowort aber lautete: Gewehr bei Fuß! Die Soldaten gehorchten. Der Freudenjubel, der eben noch die kampfesmuthigen Regimenter durchtönt hatte, verstummte, die Musik ließ ihre letzten Fanfaren ertönen, und nun herüber und hinüber hörte man das Donnern der Kanonen, welche den Krieg fortsetzten und ihre verheerenden Grüße einander zusandten.

Unthätig standen die Regimenter, die Kanonenschlünde allein setzten die Schlacht fort. Pfeifend sausten die französischen Kugeln heran, mit zornigem Brummen flogen die preußischen hinüber; Tod und Verderben durch die feurigen Waffen

hüben und drüben. Düstern Schweigens schauen hüben und drüben die Soldaten ihm zu.

Der König hielt vor seiner Colonne mitten im feurigen Kugelregen, der Kronprinz und die übrigen preußischen Prinzen ihm zur Seite.

Ach, Louis, habe ich es nicht vorher gesagt? Die Diplomaten, die Diplomaten!

Es ist unmöglich, flüsterte Prinz Louis zurück, die Schlacht ist begonnen, wir können sie unmöglich mehr aufhalten!

Und während sie düster und verdrossen dem furchtbaren Donner der Geschütze zuhören, deren Kugeln dicht neben ihnen oft in den Boden sich wühlten, sieht man einen einzelnen Reiter von einem der Regimenter sich absondern und weiter vorwärts sprengen auf seinem dunkeln Roß.

Sein Haar flattert im Winde, sein Auge glüht, und um den schön gezeichneten Mund spielt jenes göttliche Lächeln, welches den gottgesegneten Dichter selbst in der schwersten und größten Stunde nicht verläßt.

Hab' so Vieles gehört vom Kanonenfieber, sagte Goethe zu sich selber, indem er vorwärts ritt, muß wissen und ergründen, was das ist.

So ritt er weiter zu dem Vorwerk La-Lune. Um ihn her spielten die Kanonenkugeln, sausten

feindlich um sein Haupt, als wollten sie mit scherzendem Ungestüm den Dichter grüßen, der ihrer Drohungen und Gefahren spottete. Jetzt stand er plötzlich unmittelbar in der Kugelregion, und mit neugierigem Auge schaute er herüber und hinüber.

Ueber ihn weg flogen die feindlichen wie die freundlichen Geschosse. Den Tod trugen sie alle, aber der Tod wie das Leben schwebt über dem Haupte des Dichters und giebt ihm den Segen der Unsterblichkeit.

Da schlagen sie ein vor ihm unmittelbar in den feuchten Boden, da brummen sie hinter ihm, als wären die Geister der Tiefe zornig darüber, daß ein einzelner Mensch sich ihnen zu widersetzen wagt. Und plötzlich wird's dem Dichter seltsam zu Muthe!

Das sind nicht mehr Kugeln, die ihn umschwirren, das sind unsichtbare Geister! Sie pfeifen um seine Ohren, sie sprühen in seinen Augen mit Feuerflammen, sie pressen sein Herz zusammen, daß er bald glaubt zu ersticken und bald, es werde seine Brust zersprengen!

Und die Geister sie klingen und singen und summen, und sein Kopf brennt wie im Feuer, und alle seine Pulse schlagen.

Was ist das? Ist das wirklich ein Fieber?

Einen Augenblick denkt er noch... dann faßt ihn das Fieber!

Es rüttelt ihn bis in's innerste Mark....

Was sind das für Vögel, die über mir pfeifen! Was sind das für Wogen, die um mich grollen?

Es geht ihm ein Schauer über den ganzen Leib! Hier ist nicht die Region, wo einem Dichter wohlig wird.

Es könnte doch sein, daß eine dieser Kugeln richottirte und dann... dann mich träfe! Es könnte doch sein, daß eine Kugel aus dem französischen Geschütz mich zerschmetterte... mich und dies brennende Haupt, das so viel noch zu thun und zu denken hat! Ja, ich muß mich erhalten, muß für Andere noch leben und schaffen! Hat er's gedacht? Weiß er, daß er jetzt sein Pferd rasch umwendet, weiß er, daß er rückwärts jagt, als sei der Feind dicht hinter ihm?

Er war sich nur bewußt, daß er wie in glühender Lohe zurückritt, es war ihm nur, als wenn Flammen zischend ihn verfolgten.

Wild umflatterten die Locken sein Haupt, sein Auge sprühte, er sah Alles.... sah die hohen Bäume, sah den Pulverdampf, und doch schien

alles dies in eine braunrothe Gluth getaucht zu sein!

Zurück, nur zurück, er wußte nichts weiter! — Zurück, nur zurück!

Und wie er die Stelle erreicht hatte, wo die Kugeln ihn nicht mehr treffen konnten, da war wie durch ein Wunder die ganze Hitze und Gluth vergangen, da floß mit einem Male das Blut wieder ruhig und still durch seine Adern, und Goethe lachte über sich selbst und wußte nun, daß er das Kanonenfieber empfunden in seinen eigenen Gliedern, und wußte, daß es durchaus kein behagliches und angenehmes Empfinden sei. —

Der König blieb mit seinen Prinzen noch immer auf der Höhe, er schien nichts von diesem Kanonenfieber zu empfinden, sondern ritt ruhig vor dem ersten Treffen und den vorgezogenen Attaken auf und ab, und äußerte laut sein Mißfallen, wenn Einer von den Leuten sich vor einer heransausenden Kugel, die der Feind herüberschickte, niederduckte oder gar ihr auszuweichen versuchte. Zweimal noch ließ er sich in Unterhandlungen mit dem Herzog von Braunschweig ein; zweimal in seinem Eifer gab er Befehl zum Vorwärtsrücken der Armee. Aber der Generalissimus war unbeugsam. Er sprach immer wie-

der von der Gefahr des Vorwärtsrückens, von der Hoffnung, daß die angeknüpfte geheime Unterhandlung sicherer zum Ziele führen würde als das Wagniß der Schlacht, und die Generäle stimmten ihm bei und riethen zum Zaudern, zum Abwarten.

Denn auch der Feind zauderte ja und schien den Angriff vermeiden zu wollen. Statt im Sturmschritt unter dem Schutz ihrer spielenden Kanonenbatterien vorwärts zu marschiren, gerade auf die Reihen der Alliirten los, schien es sogar, als zögen die Linien der Franzosen sich weiter zurück.

Nur die Kanonen führten noch von beiden Seiten eine kriegerische Sprache und trugen den Tod in die Reihen der aufmarschirten Regimenter.

Düsteres Schweigen jetzt unter den Soldaten, bewölkt die Stirnen der Stabsofficiere und Generäle, und Alles lauschte und horchte hinüber nach den beiden Feldherren, die abgesondert und allein auf der Seite des Hügels standen.

Niemand vermochte ein Wort von ihrem Gespräch zu vernehmen, aber die Prinzen, welche ihnen am nächsten hielten, konnten doch deutlich in den Mienen des Königs wie des Herzogs lesen, daß ihre Unterhaltung keine freundliche,

und daß die Meinungsverschiedenheit, welche seit den letzten Tagen die beiden Feldherren getrennt, noch nicht ausgeglichen sei.

Mit düsterer Miene starrte der Kronprinz hinüber, mit flammenden Augen, mit todesbleichem Antlitz der Prinz Louis Ferdinand.

Ich sage und ich bleibe dabei, brummte der Kronprinz, die Diplomaten haben wieder einmal Alles verdorben.

Und ich hoffe noch immer, daß Du Dich irrst, Friedrich, flüsterte Prinz Louis mit zitternder Stimme. Ich habe in meinem jungen Leben wenig gebetet, und habe immer bis jetzt mit dem lieben Gott auf einem ziemlich kalten Fuße gestanden, so daß wir uns kaum grüßten, aber heute beuge ich in Gedanken demüthiglich vor ihm meine Kniee und flehe zu der allerhöchsten Majestät des Himmels, daß er die Gnade haben möge, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und zu entscheiden.

Und wenn er nun entscheidet im Sinne des Generalissimus? fragte der Kronprinz.

Das ist unmöglich, ganz unmöglich! rief der Prinz Louis heftig. Der König des Himmels hat nichts zu schaffen mit den Diplomaten und Rechtsverdrehern. Er, der mit dem Blitz her=

niederfährt und zu den Menschen spricht mit dem Rollen des Donners, er wird diesem Krieg seinen Segen geben. Denn es ist ein heiliger Krieg, und wir führen ihn ja für die höchsten Ideen der Menschheit, für das Königthum, für die Autorität und das Gesetz!

Das sagen die da drüben auch, murrte der Kronprinz; betheuern uns, daß sie kämpfen für die höchsten Ideen, nur daß sie ihnen einen andern Namen geben, wie wir. Ich wollte, Louis, ich hätte die französischen Prinzen nicht kennen gelernt und nicht den ganzen verächtlichen Troß der Emigrirten, denn sie haben mir die freudige Begeisterung und die trotzige Zuversicht auf die Gerechtigkeit der Sache, welche wir vertheidigen, ganz und gar getrübt, und wenn ich nicht als Königssohn, sondern als Mensch mir diese Frage vorlege, ob ich diese französischen Prinzen lieben und hochachten kann, und ob ich sie befähigt erachte, zu dem Glück eines ganzen Volkes beizutragen, so kann ich nicht anders, so muß ich auf diese Frage mit einem lauten Nein! antworten.

Wahrhaftig, ich ließe mich auch nicht mit ihnen trauen! grollte Prinz Louis; wenn ich ein

Weib wäre und sie schleppten mich vor den Altar, würde ich auch da noch mit einem lauten Nein ihre Liebeswerbung zurückweisen! Hab' wahrlich auch keinen Grund, den französischen Prinzen absonderlich gut zu sein, denn ich habe nichts Gutes von ihnen gelernt, und mir wäre besser gewesen, diesen leichtfüßigen Cavalieren mit den ausgemergelten Herzen und dem ewigen Spott und Hohn über alles Gute und Schöne auf den Lippen niemals zu begegnen. Und wo sind sie denn heute, die lieben französischen Prinzen? Mir scheint, sie halten sich heute ziemlich verborgen, und jetzt, da die Kanonen der französischen Armee mit jedem Schuß zu uns herüberdonnern: „Graf Artois hat gelogen; wir haben die Alliirten nicht mit Sehnsucht erwartet! Graf Artois hat gelogen; wir gehen nicht mit klingendem Spiel über zu den Feinden des Vaterlandes!" jetzt scheinen die französischen Prinzen beschämt sich zu verkriechen.

Beschämt! Die sauberen Messieurs sind niemals beschämt, brummte der Kronprinz, und sieh', da ist gleich der Beweis! Da kommt ja der liebe Graf Artois mit seinen Cavalieren herangeritten und begiebt sich zum König. Das leichtfertige Lächeln spielt noch immer auf seinen Lippen, trotz

des Kanonendonners, und man sollte wahrhaftig meinen, er wisse gar nicht, daß die Kugeln keine Liebesbotschaften, sondern den Tod zu uns herübertragen.

3.
Die Kanonade von Valmy.

Ja, der Kronprinz hatte die Wahrheit gesagt, der Graf von Artois schien das wirklich nicht zu wissen. Seine Miene war so heiter und harmlos, als befände er sich bei einem frohen Feste, und er neigte sich vor dem König, als er jetzt zu ihm heranritt, mit einer Grazie und lächelnden Zierlichkeit, als bäte er ihn nur um Erlaubniß, in die Schranken zum Turnier einreiten und das lustige Lanzenspiel zu Ehren irgend einer leichtfertigen Schönen beginnen zu können.

Sire, sagte der Bruder des Königs mit seiner sorglosen Miene, Eure Majestät sehen nun, daß ich recht gehabt habe, zu sagen, daß die französische Armee nichts Feindseliges gegen die Alliirten, unsere theuren Bundesgenossen, beab=

sichtigt. Denn wenn sie das wollten, so würden sie zum Angriff schreiten und vorwärts marschiren, da sie das bessere Terrain für sich haben und von den Höhen aus ihre Kanonen die ganze Ebene beherrschen.

Ich wollte, sie marschirten vorwärts, rief der König lebhaft. Sie würden dann wenigstens diesem unerträglichen Zustande der Ungewißheit ein Ende machen, und wir würden uns entscheiden müssen, ob wir mit unserer ganzen Heeresmacht endlich dem verhaßten Feinde gegenübertreten und den Entscheidungskampf aufnehmen, oder ob wir vor ihm zurückweichen wollen.

Das wäre wider die Ehre und die Klugheit, rief der Prinz lebhaft.

Sie haben recht, ja wahrlich, Sie haben recht, sagte der König aufgeregt. Ich bin nicht mit meiner Armee hieher gekommen zu einem bloßen Possenspiel und zu einem Scheinkrieg. Ich habe den Krieg unternommen, um meinem königlichen Vetter von Frankreich Beistand zu leisten und die Empörer niederzuschlagen, welche sich ihm zu widersetzen wagten, und ich betrachte diesen Krieg gewissermaßen als eine Familiensache aller Könige, an der mein Herz eben so sehr betheiligt ist, als mein Kopf. Ich kann es und will es

daher nicht länger ertragen, unthätig und müßig zu bleiben, wir wollen Ernst machen, heiligen, muthigen Ernst, und unsere Feinde sollen es jetzt erkennen müssen, daß wir gekommen sind, sie zu bekämpfen und zu unterwerfen. Genug des Zauderns und Ueberlegens.

Und er winkte hastig seinen Generaladjutanten zu sich heran. General Köhler, lassen Sie die Tambours schlagen, lassen Sie die Fahnen erheben und geben Sie den Befehl, daß Alles sich zum Angriff fertig hält!

Der Generaladjutant sprengte von dannen, und nun ward es wieder lebendig in den Reihen der Krieger. Man hörte sie jubeln und Hurrah rufen, die Trommeln wirbelten, die Fahnen hoben sich und flatterten lustig im Winde, die Soldaten rannten zu den zusammengestellten Gewehren und hoben sie auf.

Der Herzog von Braunschweig, welcher in tiefernstem Gespräch mit einigen Generälen und Officieren begriffen war und den Befehl des Königs nicht gehört hatte, hob jetzt bei dem Trommelwirbel das Haupt empor und warf einen erstaunten, fast erschrockenen Blick auf die wogenden, bewegten Linien.

Das ist ein Irrthum, ein entsetzlicher Irrthum!

rief er. Es ist unmöglich, vorwärts zu gehen! Meine Herren Adjutanten, eilen Sie, die Sache wieder gut zu machen und die Ruhe wieder herzustellen!

Die Adjutanten jagten von dannen, und nun tönte wieder bei allen Regimentern das Commandowort: Gewehr bei Fuß! Nun verstummten die Trommeln, senkten sich die Fahnen, und die Gesichter der Soldaten und Officiere nahmen wieder ihren verdrossenen, mürrischen Ausdruck an.

Auch das Antlitz des Königs hatte sich wieder umdüstert, und als der Herzog-Generalissimus jetzt zu ihm heransprengte, empfing er ihn mit einem zornigen Blick und einem drohenden Ausdruck in den Mienen.

Sire, ich bitte um Vergebung, sagte der Herzog lebhaft. Es ist unmöglich, jetzt vorwärts zu gehen, denn es würde nicht blos unser wahrscheinliches Verderben, sondern das ganz gewisse Verderben für die königliche Familie in Frankreich sein.

Ich verstehe Eure Liebden nicht, und ich darf Sie auch nicht verstehen, rief der König. Ich habe wahrscheinlich falsch gehört, denn es scheint mir unmöglich, daß ich recht verstanden habe, und

daß der Generalissimus zweier großer alliirter Armeen wirklich in dem Augenblicke, da wir endlich dem verhaßten Feinde gegenüberstehen, zu sagen wagt, wir dürften den Angriff nicht unternehmen, denn die angenommene Schlacht würde zu unserem Verderben führen.

Sire, ich erlaube mir nur die Worte des Grafen von Artois zu wiederholen, welcher sagte, daß die französische Armee das bessere Terrain für sich habe und mit ihren auf den Höhen aufgestellten Kanonen die ganze Ebene beherrsche. Der Prinz hat die Wahrheit gesagt, und wenn wir unsere Armeen jetzt vorwärts rücken lassen auf die Ebene, so würden die Kanonen des Feindes, welche jetzt nur Hunderte treffen, für viele Tausende den Tod, für die ganze Armee den Untergang heranschleudern.

Dann frage ich Eure Liebden nur, was es mit der ganzen Kanonade zu bedeuten hat? fragte der König heftig.

Der Herzog neigte sich dichter zu dem König hin. Sire, sagte er leise und eindringlich, Sire, ich beschwöre Sie noch um eine Stunde Geduld. Die Unterhandlungen mit General Dumouriez sind im vollen Gange, und die

Kanonen donnern nur so laut, weil sie das heimliche Flüstern unserer Agenten übertönen sollen. Einer derselben ist eben aus dem französischen Lager zurückgekehrt, wohin er verkleidet gegangen war, um mit dem General Dumouriez zu unterhandeln, und ich hoffe, daß wir Alles zum glücklichen Abschluß bringen. Der General läßt mir melden, daß er keinen Schritt wird vorwärts thun lassen, bevor er nicht meine Antwort erhalten hat, und es wird vorläufig nichts weiter geschehen, als daß unsere Kanonen den Krieg fortsetzen. Die Entscheidung wird mein' zweiter Unterhändler, Obrist Massenbach bringen.

Ein Possenspiel, ein wahres Possenspiel! sagte der König. Auf Sie, Generalissimus, komme die Verantwortung für diese Schlacht, die freilich dereinst in der Geschichte eine lächerliche Rolle spielen wird.

Sire, ich bin bereit, selbst den Fluch der Lächerlichkeit auf mich zu laden, wenn es mir nur dadurch gelingt, Tausenden von Menschen das Leben zu erhalten und die königliche Familie vor dem sichern Untergang zu retten.

Und weiter donnerten die Kanonen und tru=

gen den Tod herüber und hinüber. Die Regimenter standen Gewehr bei Fuß, und nur ihre Flüche und ihre Verwünschungen, die aus grollendem Herzen heraufkamen, setzten den seltsamen Krieg fort. Fünf Stunden des unausgesetzten Kanonendonners waren so vergangen, Tausende waren widerstandslos von den feindlichen Kugeln zerschmettert worden, und Grimm und Zorn gährte in allen Gemüthern. Jeder fragte den Andern: Wie wird dieser Tag enden? Wird es noch zur Schlacht kommen, oder ist das Ganze nur ein blutiger Scherz?

Der König hielt noch immer auf dem Hügel und schaute verdrossen drein. Sein Generalstab befand sich hinter ihm, der Befehle des Königs gewärtig. Nur das Antlitz des Grafen von Artois war immer noch lächelnd, und zuweilen versuchte er es, den Monarchen aus seinem düstern Sinnen zu erwecken und irgend eine Unterhaltung zu beginnen. Aber Friedrich Wilhelm blieb mürrisch und verdrießlich, und ließ sich auf eine Unterhaltung gar nicht ein.

Mich hungert, erwiderte er auf eine der fröhlichen Bemerkungen des Grafen; ich glaube, ich habe vergessen, heute zu dejeuniren, oder vielleicht

hatte man nichts mehr für mich übrig; mich hungert!

Jetzt nahm die Miene des Prinzen einen ernsthaften Ausdruck an. Er antwortete nichts, aber er ließ sein Pferd einige Schritte rückwärts thun und winkte einem der Herren von seinem Gefolge.

Kommen Sie, Vicomte, flüsterte er ihm zu, wir haben hier nichts zu thun, die Kanonade wird auch ohne uns ihren Fortgang nehmen, und es giebt für uns wichtigere Dinge zu verrichten, als ihr zuzuhören.

Er sprengte den Hügel hinunter, gefolgt von dem Vicomte; vor dem kleinen Hause da unten, das dem König und den Prinzen zum Absteigequartier gedient, hielt er sein Pferd an und schwang sich zur Erde nieder.

Vicomte, sagte er, lassen Sie uns jetzt zeigen, was wir gelernt haben. Der König von Preußen hungert, und da wir uns hier auf französischem Boden befinden, geziemt es uns wohl, gegen die dicke Majestät von Preußen französische Gastfreundschaft zu üben. Ich sage es mit blutendem Herzen, wir müssen ihm einige von den kostbaren Eiern opfern, die wir uns heute so schön erbeutet und versteckt haben. Das Gesicht

des armen Monarchen war so düster, wir müssen versuchen, es aufzuheitern.

Er eilte geschäftig in das Haus, dessen Bewohner schon längst nicht mehr in demselben weilten, und das nun öde und verlassen dastand. Aus dem Küchenschranke, dessen Schlüssel er bei sich führte, nahm der Prinz von Artois jetzt aus der geöffneten Truhe sechs Eier hervor, und während er den Vicomte bedeutete, auf dem Herde Feuer anzuzünden, machte der Prinz geschäftig und mit eifrigem Bemühen sich an's Werk. Er nahm von dem Gesims des Herdes einen Topf, suchte aus dem kostbaren Küchenspinde sich die nöthigen Ingredienzen zusammen: Mehl und Butter und Zucker, was alles die Eigenthümer des Hauses auf ihrer eiligen Flucht vor den Alliirten zurückgelassen hatten, und war bald mit ganzer Seele darein vertieft, die Eier zu öffnen, das Weiße und das Gelbe in verschiedene Töpfe fließen zu lassen und dann mit der eisernen Ruthe, welche er glücklich genug war unter den Küchengeräthschaften zu entdecken, das Weiße zu Schaum zu schlagen.

Wie er das that, da kamen die Erinnerungen vergangener Zeiten über ihn, und er lachte laut auf, als er jetzt in den Topf schaute und die beginnenden weißen Schaumperlen betrachtete.

Wissen Sie noch, Vicomte, was für schöne Eierkuchen ich uns in Trianon bereitete, wenn wir unserer Königin zu Gefallen die Idylle des Dorflebens spielten?

Ach, Monseigneur, ich dachte eben auch daran, seufzte der Vicomte, dem es eben gelungen war, das Feuer in Brand zu setzen Ich entsinne mich eines schönen und glücklichen Tages, als Eure königliche Hoheit den Müller von Trianon und die Pächterin und den Schulmeister, das heißt den König, die Königin und den Grafen von Provence zu einem Fest in der Meierei einluden. Die Pächterin hatte ausdrücklich befohlen, daß das Abendessen im Freien eingenommen werden und aus nichts weiter als aus einem Eierkuchen bestehen sollte. Sie hatte aus ihrem Pachthofe selber dazu die Eier und die Milch gebracht, der königliche Müller hatte das Mehl geliefert, und die ganze hohe Dorfgesellschaft begab sich dann in die Küche, um zuzuschauen, wie der Herr Maire den Eierkuchen buk. Denn Eure königliche Hoheit hatten sich gerühmt, daß Sie es sehr gut verständen, und Ihre Majestäten wollten sich von der Wirklichkeit dieses Wunders überzeugen.

Und das Wunder ward ausgeführt, sagte der

Graf von Artois, während er eifrig mit der eisernen Schlagruthe beschäftigt war. Ja, das Wunder ward ausgeführt, und meine schöne Schwägerin versicherte mich, daß ihr kein Kuchen in den prunkvollen Kaisersälen daheim oder in den Prachtsalons der Tuilerien so köstlich gemundet habe, als dieser von mir gebackene Eierkuchen, den wir in der Küche der Meierei zu Trianon verspeisten. Ach, Vicomte, es waren doch glückliche Zeiten damals! Wie vergnügt wir waren, wie harmlos wir scherzten, und welche allerliebsten Espièglerien die Königin immer zu ersinnen wußte, und wie köstlich sie lachte, wenn sie ihr gelungen waren! Freilich, man hat ihr gerade daraus ein Verbrechen machen wollen, und es ihr als schweres Vergehen angerechnet, daß sie lustig und guter Dinge war. Eine Königin, sagten sie, dürfte nicht lustig sein wie andere Menschenkinder, und das fröhliche Lachen schade ihrer königlichen Würde. Arme Marie Antoinette, sie hat es seitdem mit vielen Thränen bezahlen müssen, daß sie damals lustig und fröhlich war! — Vicomte, ich glaube, der Schaum ist jetzt steif genug, Ihr Feuer ist auch gut, und ich könnte jetzt meinen Eierkuchen backen. Aber die Hauptbedingniß ist, daß er gegessen wird, so wie er

aus der Pfanne kommt, und ich muß daher wissen, ob die preußische Majestät jetzt ihren Streit mit dem eigensinnigen Generalissimus ausgefochten und Zeit übrig hat, sich von ihren Aergernissen ein wenig zu erholen und dem Leibe einige Stärkung zuzuführen. Verfügen Sie sich also zu Seiner Majestät, und wenn es möglich ist, ersuchen Sie ihn in meinem Namen, sich auf einen Moment hier in's Haus zu begeben.

Der Vicomte that, wie ihm befohlen, bestieg das draußen angebundene Roß und ritt den Hügel wieder hinauf. Immer noch donnerten die Kanonen, immer noch standen die Regimenter der Alliirten in Schlachtlinie aufgereiht, Gewehr bei Fuß.

Der König und der Herzog hatten indessen ihr grollendes Schweigen aufgegeben und waren in lebhafter Unterhaltung begriffen.

Sire, sagte der Generalissimus, der Oberst Massenbach, den ich als zweiten Unterhändler zum General Dumouriez gesandt hatte, ist soeben zurückgekehrt, und er bringt uns wichtige Botschaft. Der General beschwört uns, zurück zu gehen, denn dies allein und das Vermeiden der Schlacht sei die Möglichkeit, das Leben der königlichen Familie zu retten. Die Septembristen wüthen noch

immer in Paris, und die Häupter des Convents haben beschlossen, daß bei der ersten Schlacht, welche so vielen Söhnen Frankreichs das Leben kosten würde, die Häupter des Königs und der Königin den Gefallenen als Sühnopfer folgen sollten. Der Convent klagt den König an, heimlich mit den ausländischen Fürsten zu unterhandeln, und ihre Armeen zu seiner Hülfe gegen die eigenen Unterthanen herbeigerufen zu haben. Dem Chevalier Maisonrouge, welcher, wie Eure Majestät wissen, als einer der treuesten Anhänger des Königspaares agirt, ist es mit seltenem Muth und kühner Verwegenheit gelungen, trotz aller Vorsichtsmaßregeln den König im Tempel zu sprechen, und dann einen Brief desselben an den General Dumouriez zu überbringen. Der General hat meinem Abgesandten, dem Obristen Massenbach, dieses kostbare Document übergeben, damit er es Eurer Majestät und mir zeige, und damit es die Nothwendigkeit der von ihm erflehten Maßregeln bestätige. Eure Majestät kennen die Handschrift des Königs von Frankreich?

Ja, erwiderte der König lebhaft, ich kenne sie, lassen Sie mich das Handschreiben sehen.

Der Herzog reichte dem König ein kleines Beutelchen von schwarzer Seide dar.

Sehen Eure Majestät, in dieser Weise hat der Chevalier den Brief durch ganz Frankreich glücklich hindurchgebracht. Er hat dies Beutelchen in seinen Zopf eingeflochten, und wie oft man ihn auch untersucht hat, Niemand ist darauf verfallen, seinen Zopf zu inspiciren.

Der König öffnete hastig das Beutelchen und nahm das zerknitterte und beschmutzte Streifchen Papier aus demselben hervor. Ja, murmelte er, es ist die Handschrift meines königlichen Vetters. Aber seine Hand hat gezittert, während er schrieb, und es scheint, er hat geschrieben, ohne darauf hinsehen zu können. Die Linien sind in einander gegangen, ich muß gestehen, es wird mir äußerst schwer, diese verschwommene Handschrift zu entziffern. Verstehen Sie es, Generalissimus, dann lesen Sie es mir vor.

Der Herzog verneigte sich, nahm das dargereichte Blatt, und unter dem Donner der Kanonen, welchen die französische Armee herübersandte, las der Generalissimus die Worte des Königs Ludwig des Sechzehnten:

„Wenn meine Freunde meinen Tod und den meiner Familie verhindern wollen, so müssen sie Alles dazu thun, die Alliirten zu veranlassen, daß sie aus Frankreich abziehen und jede

Schlacht mit der französischen Armee vermeiden. Mein Leben schwebt Tag und Nacht in Gefahr. Ich wäre gern bereit zu sterben, wenn die Königin und meine Kinder nicht diese Gefahr mit mir theilten. Will man uns retten, so kann es nur dadurch geschehen, daß alle Feindseligkeiten sofort aufhören. Ich beschwöre meine Getreuen, daß sie dahin wirken und meinem unglücklichen Lande und mir selber den Frieden geben. Die erste Schlacht kostet uns Allen das Leben. Das möge man bedenken!"

Der König hatte schweigend und gesenkten Hauptes der Vorlesung des Herzogs zugehört.

Jetzt ließ er sich das Papier darreichen und überflog es mit trauriger Miene.

Es ist ein Schmerzensschrei, der meiner eigenen Seele wehe thut, sagte er leise vor sich hin. Die ganze Sorge und Todesqual des guten Königs spricht aus diesen Zeilen. Aber wir müssen seine Wünsche respectiren, und wenn es denn nicht anders sein kann, so muß ich mich darein finden, nichts zu thun, sondern abzuwarten.

Eure Majestät willigen also darein, daß wir die Schlacht vermeiden? fragte der Generalissimus lebhaft.

Ich willige darein, wie der Kranke darein

willigt, sich die Hand abschlagen zu lassen, damit vielleicht der Arm gerettet werde, sagte der König. Geben Sie Ihre Ordre, Generalissimus, ich ziehe mich zurück, denn ich mag diese Trauermusik nicht hören.

Er wandte still sein Pferd um, und jetzt wagte der Vicomte, sich ihm zu nähern und mit leisem Flüstern ihm die Botschaft des Grafen von Artois zu überbringen.

Der König nickte und ritt langsam den Hügel hinunter nach der Hütte hin. Der Vicomte sprengte ihm voran, warf sich vom Pferde und stürzte in die Küche.

Der König kommt, Monseigneur, er folgt mir auf dem Fuße!

Mit welch geschäftiger Eile der französische Prinz jetzt zu dem Herde stürzte, wie er in die prasselnde Butter der Pfanne nun den vorbereiteten Teig goß und nichts hörte von dem Donner der Kanonen da draußen, nur mit ängstlichem Auge den Inhalt der Pfanne beobachtete und mit dem Messer ihn wandte und schob, daß er nicht ansetze oder verbrenne!

Helfen Sie dem König vom Pferde, Vicomte, der Eierkuchen ist bereit!

Als der König in das Haus eintrat, stürzte

der Graf von Artois ihm aus der Küche entgegen, auf einer dampfenden Schüssel den Eierkuchen haltend: Sire, Eure Majestät sagten vorhin, daß Sie hungerten, und da ich nichts für die Schlacht und nichts für Eure Majestät sonst thun konnte, so lag es mir ob, wenigstens für einige Nahrung zu sorgen. Sire, ich bitte Eure Majestät um die Gnade, diesen selbstgebackenen Eierkuchen essen zu wollen.

Der König lachte laut auf. Eine köstliche Idee, Prinz, ich gestehe, daß Sie mir in diesem Augenblick nichts Lieberes erzeigen konnten; wie vortrefflich das duftet! Er trat eilig über die Schwelle der Thür, welche der Vicomte ihm ehrfurchtsvoll geöffnet hatte, in das kleine, niedrige Gemach ein und ließ sich vor dem hölzernen Tisch nieder, auf welchen der königliche Prinz von Frankreich ihm den Eierkuchen gestellt hatte. Mit ungewöhnlichem Eifer begann der König zu essen, und erst nach einiger Zeit fiel es ihm ein, auch den Prinzen zur Tafel zu laden. Der nahm es begierig an, und während draußen die Fanfaren ertönten, die Kanonen donnerten und der Befehl zum Rückmarsch die Reihen der Alliirten durchlief, saßen der König von Preußen und der Prinz von Frankreich in

der Bauernhütte und aßen mit Wohlbehagen den dampfenden Eierkuchen.*)

Nichts von dem Wohlbehagen war auf den Gesichtern der Soldaten und ihrer Hauptleute zu lesen. Mit brennender Begier hatten sie Alle die Schlacht ersehnt, und nun, da sie endlich dem Feinde gegenüber standen, da die Schlacht unvermeidlich schien, nun sollten sie vor dem drohenden Feind sich demüthig zurückziehen, und die Hunderte und die Tausende, welche heute gefallen, sollten umsonst ihr Leben dahingegeben haben!

Wie froh hatte heute in der Frühe der Kamerad dem Kameraden erzählt, daß nun der Tag der Rache für so viele Entbehrungen, für so viele in Schmutz und Elend verlebte Wochen gekommen sei. Wie hatte Jeder geschworen, den verhaßten Franzosen an diesem Tage der Rache keinen Pardon zu geben! Wie hatte man sich begeistert gefühlt bei dem Zorn und Haß! Und nun sollte Alles vergeblich sein, Alles umsonst!

Zweimal hatte der Generalissimus es seinen Generälen und Stabsofficieren wiederholen müssen, ehe sie es glauben wollten, daß der Rückzug

---

*) Siehe: Tagebuch des Kronprinzen von Preußen, und F. Förster, Neue und neueste Geschichte. Th. 1.

beginnen sollte. Und als sie es glaubten, da waren ihre Gesichter erbleicht, und man hatte Thränen gesehen in den Augen von Männern, die niemals geweint, und sie hatten sich stumm abgewendet.

Die Disciplin hatte ihnen die Zunge gebunden, aber der Groll war ihnen tief im Herzen geblieben.

Auch die Prinzen mochten und wollten die Botschaft nicht glauben, und sie sprengten heran zu dem General Köhler, der eben von dem Standplatz des Generalissimus zurückkehrte.

Was ist's, fragte der Kronprinz den General, was hat man beschlossen?

Der greise General blickte düster in das jugendliche Antlitz des Kronprinzen, das vor Aufregung glühte. Was man beschlossen hat, Prinz? Man hat den Rückzug beschlossen.

Den Rückzug! schrie Prinz Louis Ferdinand, da er seine Worte vernommen hatte; es ist unmöglich!

Unmöglich? sagte der alte General achselzuckend, freilich, unser alte Fritz hätte das auch gesagt, und ich möchte auch wohl wissen, was wir hier wollten, wenn wir uns nicht schlagen

sollen. Aber wahr ist's doch, wir sollen zurückgehen.

Das heißt, schrie Prinz Louis Ferdinand wüthend, während ihm die Zornesthränen über die Wangen liefen, das heißt, wir haben dem französischen Gesindel unsere Ehre als Beute überlassen, das heißt, wir sollen....

Still, unterbrach ihn der Kronprinz, dem Soldaten ziemt es, zu gehorchen. Louis, wir müssen uns unterwerfen und zuerst unsere Pflicht thun, zum Weinen und Klagen bleibt uns nachher noch Zeit. —

Aber sie weinten Alle und klagten Alle, der Soldat so gut wie der Officier. Als nach fünfstündiger ununterbrochener Kanonade die Todesgeschosse verstummten, da herrschte auf der weiten Ebene von Valmy eine düstere Stille, die nach dem furchtbaren Geräusch der vorhergehenden Stunden nur um so schauerlicher wirkte. Schweigend und verdrossen thaten die Soldaten die nothwendigsten Dienste, und die Rückwärtsbewegung, welche man vornahm, um aus der Kugelregion des Feindes heraus zu kommen, war von keiner andern Musik begleitet, als von halblauten Flüchen und zornigen Verwünschungen.

Als der Abend hereinbrach, lagerte die Armee

auf dem sumpfigen feuchten Boden; und so verdrossen, muthlos und zerknirscht fühlten sich Alle, daß man nicht einmal Feuer anzünden mochte, um die Suppe zu kochen, denn der Ingrimm und Zorn hatte selbst den Hunger vergessen gemacht.

Auch der sonst so heitere und frohgemuthete Kreis von Officieren, dem Goethe sich zugesellt hatte, und dem er sonst mit seinem Humor und seiner sarkastischen Laune Leben und Wärme einzuhauchen pflegte, war heute verdrossen und still. Ermattet und abgespannt saßen die sonst so fröhlichen Gesellschafter bei einander, abseits von ihnen auf dem erhöhten Rand eines Grabens hatte Goethe sich hingestreckt. Das Haupt auf den linken Arm aufgestützt, schaute er empor zum Himmel, an welchem die Abendröthe verglimmte und ihre letzten flackernden Rosenlichter über die weißen Wölkchen hauchte. Das Antlitz des Dichters war ernst und gedankenvoll, und seine großen braunen Augen schienen mit gedankenvollem Ausdruck sich zu besprechen mit dem großen Geiste, der über den Wolken thront.

Nun, Goethe, fragte Herr von Weirach, zu ihm herantretend, haben Sie uns heute kein einziges tröstliches Wort zu sagen? Ist auch der

Genius des Dichters verstummt vor Leid und Schmerz? Giebt Ihre Leier keinen Ton an für unsere Trauerklagen?

Doch, sagte Goethe, indem er sich aufrichtete und mit flammendem Auge die Freunde anblickte, welche alle jetzt näher zu ihm herantraten, doch, es ist noch ein Tönen und Klingen auf meiner Leier, und das Auge des Geistes schauet in die Zukunft und giebt Euch diesen Trost: mit dem heutigen Tage beginnt eine neue Epoche in der Weltgeschichte, und Ihr könnt sagen: wir sind dabei gewesen!*)

*) Goethe's eigene Worte. Siehe: Feldzug in der Champagne. S 61.

4.

Die neue und die alte Geliebte.

Der Krieg war, wenigstens für das Jahr 1792, beendet, und die Alliirten hatten den Boden Frankreichs verlassen. Diesseits des Rheins hatten sie sich aufgestellt und ruhten aus von dem beschwerlichen und unerquicklichen Feldzug. Goethe war mit dem Herzog heimgekehrt nach dem geliebten Weimar, und als er Christiane wieder an sein Herz drückte, und sein kleiner Bube wieder die vollen runden Aermchen um seinen Nacken schlang, da waren alle Entbehrungen und alle Strapazen der vergangenen Monate schnell vergessen. Mit doppeltem Behagen genoß er des Schönen, was sein guter Stern ihm so reichlich bescheerte, freute sich des stattlichen Hauses am Marktplatz, mit welchem die freigebige Freundschaft des Her=

zogs ihn beschenkte, freute sich der Freunde, die ihn mit zärtlichem Liebesgruß willkommen hießen, und war glücklich, daß das im inneren Ausbau noch nicht ganz vollendete Haus ihm Gelegenheit gab zu mannichfacher Thätigkeit, zur Ausführung mancher Pläne, die ihm schon lange eine Lieblingsidee gewesen, wenn er sich im Geiste beschäftigte mit dem Bau eines Hauses, wie seine Phantasie sich dasselbe ersehnte.

Nun konnte er Manches von diesen Plänen verwirklichen, konnte zum wenigsten eine stattliche Treppe, ein schönes Treppenhaus anlegen nach den Zeichnungen, welche er aus Italien mitgebracht, und liebliche Thätigkeit bot ihm und seiner Christiane der wüste große Platz, welcher hinter dem Hause lag, und der im nächsten Frühling in einen Garten mit hübschen Anlagen, mit Grasplätzen und Statuen verwandelt werden sollte. —

Auch der König von Preußen hatte mit den königlichen Prinzen sich vom Kriegsschauplatz zurückgezogen, aber sie waren nicht heimgekehrt nach Berlin und Potsdam, sie waren nach Frankfurt am Main gezogen, und da suchte der lebenslustige König sich zu entschädigen für alle erlittenen Entbehrungen und Nöthen, für alle Aerger-

nisse und Niederlagen. Hier in Frankfurt, hier gab es keine Niederlagen, keine düsteren Gesichter! Die Damen der alten freien Reichsstadt lächelten dem König recht verlockend und vielversprechend entgegen, und war er im Feldzuge nicht Sieger gewesen, so war er es doch jetzt über gar manches Damenherz.

Feste, Lustbarkeiten aller Art gab es nun in der freien Reichsstadt, und der König von Preußen mit seinen Prinzen war der Mittelpunkt aller dieser Feste.

Und dennoch ist die Stirn des lebenslustigsten aller Prinzen umwölkt und düster, dennoch nimmt Prinz Louis Ferdinand keinen Theil an allen diesen Festen, oder wenn er es muß, weil der König es befiehlt, so ist doch sein Antlitz verstimmt, und seine schönen braunen Augen blicken oft recht düster drein.

Er grollte mit dem Schicksal. Er konnte es noch immer nicht verschmerzen und verwinden, daß der Feldzug so unrühmlich geendet, und wenn er allein war mit seinen Vertrauten, dann machte er seinem bedrückten Gemüth Luft durch Klagen und heftige Verwünschungen gegen die Heerführer, und beschuldigte sie des Kleinmuths und der Unentschlossenheit.

Schlimme Nachrichten waren allerdings aus Frankreich herübergekommen. Der König Ludwig abgesetzt, die Republik erklärt! Der König getrennt von seiner Gemahlin und seinen Kindern, in unwürdiger Gefangenschaft schmachtend, behandelt wie ein Verbrecher, angeklagt von seinen eigenen Unterthanen, und auch endlich dann von ihnen verurtheilt! Verurtheilt zu sterben als ein Verbrecher! Zu fallen unter der furchtbaren Guillotine, welche mit ihren blutigen Messern schon so viele der angesehensten und edelsten Häupter durchschnitten hat!

Als die Nachricht von der am 21. Januar 1793 erfolgten Hinrichtung des Königs von Frankreich nach Frankfurt gelangte, sollte beim Banquier Beermann eben ein Ballfest stattfinden, und auch der König von Preußen hatte für sich und die Prinzen seine Gegenwart zu diesem Fest zugesagt. Der Minister Haugwitz, welcher als politischer Beirath den König nach Frankfurt begleitet hatte, war der Erste, und wie er meinte auch der Einzige, welcher durch einen Courier aus Mainz die unheilvollen Nachrichten aus Frankreich empfangen hatte, und er hütete sich wohl, dieselbe irgend Jemand mitzutheilen. Weshalb sollte man dem König das heitere Fest

trüben, weshalb ihm eine Unglücksbotschaft bringen, da er doch nicht mehr im Stande war, dieses Unglück ungeschehen zu machen?

Es war am nächsten Tage noch immer Zeit dazu, und man konnte es dem König und den Prinzen und der ganzen lebenslustigen Gesellschaft wohl gestatten, den heutigen Abend noch in Heiterkeit und Frohsinn zu verleben. Weiß man ja doch, daß des Königs Herz erglüht ist in Liebe zu dem schönen Fräulein Sophie Beermann, der Schwester des reichen Banquiers, der gerade dieser Liebe zu Ehren das heutige Fest veranstaltete.

Die Säle waren prächtig geschmückt, Blumenguirlanden zierten trotz der Winterkälte die mit goldgestickten Atlastapeten überkleideten Wände, in den venetianischen Spiegeln strahlten die Kronleuchter den Glanz ihrer Kerzen wieder, welche Tageshelle durch die weiten Räume ausgossen; auf dem goldgegitterten Balcon des Ballsaals stimmten die Musici bereits ihre Instrumente, um, wenn der König von Preußen einträte, denselben zu empfangen mit einem jubelnden Tusch. Die reichgalonirten Lakaien standen in dem Vestibule bereit, die Gäste zu empfangen, und durch die jetzt noch schweigenden, lautlosen Säle schritt

der Besitzer so vielen Glanzes und so vieler Herrlichkeit langsam dahin, um noch einmal Alles zu prüfen und sich zu überzeugen, daß alle seine Anordnungen wohl ausgeführt waren. Dann, nachdem er gesehen, daß er zufrieden sein durfte, dann verließ der Banquier die Festsäle und begab sich in die von seiner Schwester bewohnten Gemächer, die Kammerzofe voraussendend, um zu melden, daß er Mademoiselle um eine Unterredung bitten lasse.

Die schöne Sophie trat ihrem Bruder entgegen in allem Glanze der vollendeten Toilette, und er betrachtete sie mit stiller Befriedigung und ließ seine Augen lange auf dem Collier von Perlen und Brillanten ruhen, das ihren weißen schlanken Hals schmückte.

Wahrhaftig, cher frère, rief Sophie lachend, Du schaust meine Brillanten an, als wolltest Du ihren Werth abschätzen und berechnen.

Das thue ich auch, sagte ihr Bruder ernst. Ich dachte eben daran, daß es heute das erste Mal ist, daß Du den Familienschmuck trägst, und doch ist es schon ein Jahr her, daß ich bei dem Tode unserer Mutter ihn Dir übergab, auf daß Du ihn trügest und benutztest so lange, bis ich mich dereinst vermähle, wo er dann natürlich

meiner Gemahlin übergeben werden muß. Aber Du hast den kostbaren Schmuck in diesem ganzen Jahre nicht einmal angelegt, und da berechnete ich mir denn eben, wie viel Capital und Zinsen Du da an Deinem Halse trägst.

Und vergaßest darüber, meine Person zu betrachten, rief sie achselzuckend. Vraiment, Du hast ganz und gar die Betrachtungsweise eines Banquiers, der in Allem, selbst in seiner Schwester, nur Capital und Zinsen sieht, und Alles ausmünzen und versilbern will, selbst die Herzen!

Ich bitte Dich, Schwester, sagte ihr Bruder bedächtig, gieb Dir nur nicht das Air, als ob Du das Schlachtopfer meiner Berechnungen wärest, und als ob diese ganze Speculation von mir ausginge. Du weißt aber recht gut, daß dem nicht so ist. In Deinem schönen und klugen Kopf ist die Idee entstanden, den König von Preußen zu erobern, und Du bist zu mir gekommen und hast gesagt: „Anton, mein Bruder, was giebst Du mir, wenn ich Dich zum Schwager des Königs von Preußen mache?“ Darauf habe ich Dir erwidert: „Wenn Du es dahin bringst, die Gemahlin seiner linken Hand und also die Nachfolgerin der abgesetzten Gräfin Dönhof zu werden, so schenke ich Dir den

Familienschmuck, der, wie Du weißt, dreimalhunderttausend Reichsgulden Werth hat." — „Und weiter?" hast Du gefragt. — „Und weiter," habe ich erwidert, „weiter überlasse ich Dir meinen Antheil an der mütterlichen Erbschaft, das heißt: zweimalhunderttausend Gulden." Als Du darauf nochmals gefragt hast: „Und weiter?" da habe ich gesagt: „Weiter schenke ich Dir unsere Villa draußen vor dem Heppenheimer Thor, aber unter einer Bedingung." Als Du mich fragtest nach dieser Bedingung, da erwiderte ich Dir: die Bedingung sei, daß Du am Tage vor der Trauung den König dahin brächtest, mich zu seinem alleinigen Hofbanquier zu ernennen, so daß alle Geldgeschäfte des Königs von mir besorgt würden.

Wozu erzählst Du mir alle diese Dinge, welche ich doch weiß? fragte Sophie ungeduldig.

Blos, um Dich daran zu erinnern, daß Du Dich nicht Deiner Familie opferst, sondern daß wir eine gemeinsame Speculation machen.

Ich bitte Dich, rief sie empört, gebrauche doch nicht solche kaufmännische Ausdrücke, sie thun mir in der Seele weh!

Man muß indessen die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen, bemerkte ihr Bruder ge-

lassen. Du thust es ja auch, wenn die Zeit und Stunde es erheischt, und es genügte Dir damals nicht an meinem brüderlichen Worte, daß ich Dir das Landhaus und noch dazu extra zur Erhaltung desselben eine halbe Million schenken wolle, wenn Du mich zum Hofbanquier des Königs befördertest, nein, Du verlangtest es schriftlich zu haben, und ich mußte Dir auf einer vor Zeugen ausgefertigten Urkunde diese Schenkung zusichern, die am Tage vor Deiner Trauung Dir übergeben werden sollte.

Das heißt, an dem heutigen Tage, rief die schöne Sophie lebhaft. Ah, jetzt begreife ich Dein ganzes feierliches Wesen, cher frère! Du kommst, um mir die Urkunde zu übergeben.

Das heißt, ich komme, um sie gegen ein anderes Document auszutauschen, erwiderte der Banquier lächelnd. Ich habe das meine bei mir, und wenn es Dir gefällig ist, wechseln wir heute die Documente, damit morgen der Ringwechsel folgen könne. Du hast doch meine Ernennung bereit?

Nein, sagte sie ein wenig verwirrt, nein, ich habe sie nicht bereit! Ich dachte nicht, daß Du es so ungeheuer genau nehmen würdest, und ich

verschob die Ausfertigung Deiner Ernennung bis nach meiner Vermählung.

Das heißt, sagte er mit strengem Tone, das heißt, Du verschobst Deine Vermählung.

Nicht doch, mein Bruder, meine Vermählung soll morgen stattfinden, und ich halte es für besser und gerathener, die Angelegenheit Deiner Ernennung lieber einen Tag nachher, statt vorher zu besprechen. Der König ist sehr soupçonnös, und er könnte irre an mir werden, wenn er ahnte, daß irgend eine Geldangelegenheit bei dieser Affaire im Spiel sei.

Es ist wahr, bemerkte ihr Bruder mit einem höhnischen Lachen, es ist wahr, der König ist des stolzen Glaubens, daß meine kluge Schwester ihn nur um seiner selbst willen liebe, und daß sein Rang und seine Würden gar nichts damit zu schaffen haben. Es ist lustig, wirklich lustig, und man muß eben ein stolzer König sein, um dergleichen zu glauben.

Ich bitte Dich, über meine heiligsten Gefühle nicht mit solcher Leichtfertigkeit zu sprechen, sagte Sophie erröthend. Ich liebe den theuren König wirklich um seiner selbst willen, und es wäre sehr grausam, wolltest Du das bezweifeln. Eben so grausam, als wenn Du daran zweifeln

wolltest, daß ich die Bedingungen unserer Uebereinkunft getreulich erfüllen werde. Was liegt denn daran, ob Du Deine Ernennung zwei Tage früher oder später erhältst? Du bekommst sie sicherlich.

Daran liegt mir sehr viel, erwiderte der Banquier mit scharfem Tone. Verträge müssen gegenseitig gehalten werden, sonst sind sie ungültig. Und ich muß Dir sagen, daß ich im Grunde ganz zufrieden bin, wenn dieser Vertrag nicht zu Stande kommt. Er kostet mich zwei Millionen zum mindesten, und ich weiß nicht, ob das Capital, welches ich auf diese Weise einlege, mir als Hofbanquier die Zinsen deckt. Ich bitte Dich, Schwester, mache kein so empörtes Gesicht. Die Sache ist ein Geldgeschäft, und es ist daher ganz natürlich, daß ich meinen Vortheil berechne; ich bin aber in letzter Zeit zu der Ueberzeugung gekommen, daß kein Vortheil für mich vorhanden ist.

Du rechnest es also für nichts, der Schwager eines regierenden Königs zu sein, das heißt, Macht, Ehre, Reichthum und Ansehen zu gewinnen?

Mein liebes Kind, wenn man nicht selber ein regierender König ist und eine Armee zu

seiner Verfügung hat, so ist man als reicher Banquier mit seinen Millionen immerhin auch ein mächtiger Mann, denn die Millionen sind eben so viel werth, als eine Armee. Das Alles habe ich mir überlegt, und habe auch an dem stolzen, hochfahrenden Wesen meiner Schwester gesehen, daß die zukünftige Gemahlin des Königs von Preußen ihren armen Bruder lieber als Schuhputzer vor die Thür, denn als gleichberechtigt an ihre Seite stellen möchte. Das hat mich beleidigt und zum Nachdenken gebracht. Es ist mir eingefallen, daß ich besser thäte, mich selber zu vermählen, durch eine reiche Partie einige Millionen in mein Geschäft zu bringen und lieber ein angesehener Banquier, als der immerhin ein wenig verachtete Bruder der königlichen Gemahlin linker Hand zu sein.

Ach, ich begreife vollkommen! rief die schöne Sophie erbleichend, Du willst Dich vermählen mit der Gräfin Luchesi, die meine erklärte Feindin ist, und die es dem König nicht vergeben kann, daß er nicht sie, sondern mich liebt. Thue es immerhin, aber unser Contract bleibt gültig, und Du wirst als Ehrenmann zu halten haben, was Du mir versprochen.

Sobald Du als Ehrendame auch Dein Ver-

sprechen erfüllst, sagte ihr Bruder lächelnd; gieb mir meine Ernennung als Hofbanquier, und ich bin, wenn auch mit blutendem Herzen, bereit, Dir die Schenkungsurkunde zu übergeben.

Aber ich habe Dir schon gesagt, rief sie heftig, daß ich sie noch nicht besitze!

Dann wirst Du auch die Schenkungsurkunde und den von Dir ausgestellten Schein nicht erhalten! erwiderte ihr Bruder mit einer spöttischen Verneigung. Wir haben nun einander nichts mehr zu sagen, meine schöne Schwester. Mögen die Dinge ihren Gang gehen. Jedenfalls werden wir heute einen glänzenden Ball haben, und das Uebrige wird sich finden.

Er wandte sich um und wollte sich entfernen, aber Sophie eilte ihm nach und faßte heftig seinen Arm.

Du sinnst Böses, Bruder! Du hast mir noch immer nicht verziehen, daß ich zuweilen stolz und abweisend gegen Dich gewesen bin, und nun willst Du Rache nehmen!

O, sagte er höhnisch, was für eine Rache könnte wohl der arme bescheidene Banquier an der mächtigen Dame nehmen, welche morgen schon die Gemahlin des Königs sein wird?

Ihre großen, blitzenden Augen waren fest

auf das ruhige, undurchdringliche Antlitz des Banquiers geheftet und suchten in seinen Mienen zu lesen.

Anton, Du siehst mich an mit dem bösen Blick, den unser Vater hatte, wenn er für irgend ein Vergehen uns hart bestrafte. Sei barmherzig, Bruder, gieb mir wenigstens den Schein zurück, den ich Dir geschrieben, gebrauche ihn nicht als Waffe gegen mich!

Er machte sanft und mit ruhigem Lächeln seinen Arm von ihrer Hand frei. Welche seltsamen Gedanken Du da hast, Schwester, rechnest wie ein Geschäftsmann und bist doch eine künftige Gräfin. Aber ich glaube, ich höre schon Wagen vorfahren! Unsere Gäste werden kommen, verzeihe also, daß ich mich jetzt entferne.

Er riß mit einer heftigen Bewegung die Thür auf, und ehe Sophie ihn verhindern konnte, war er verschwunden.

Ich ahne Böses, sagte sie leise vor sich hin, es war unklug von mir, ihn rücksichtslos zu behandeln, ich hätte bedenken sollen, daß er empfindlich ist und nie verzeiht. Aber ich dachte nur an die großen Ziele, die ich verfolgte, und ich war so sicher, sie zu erreichen. Und ich bin es auch noch! rief sie laut. Der König liebt

mich, er glaubt an mich, und wenn ich erst seine angetraute Gemahlin bin, so habe ich nichts mehr zu fürchten! Nur noch vierundzwanzig Stunden, und ich bin es! Und dann werde ich meinem Bruder die Ernennung verschaffen und dafür meine Millionen erhalten!

Nur noch vierundzwanzig Stunden, und Alle meine großen Ziele sind erreicht, und ich werde mich dann schon dafür zu entschädigen wissen, daß ich jetzt die Uneigennützige, die zärtlich liebende Schwärmerin spielen muß. Es ist eine lästige Rolle, aber ich denke, ich habe sie mit großem Talent gespielt, und ich werde mich schon bezahlt dafür machen! Nur noch vierundzwanzig Stunden! —

Aber die schöne und kluge Banquierstochter bedachte nicht, daß das Schicksal nur eines Momentes bedarf, um mit einem Hauche seines Mundes das stolze Gebäude, an welchem wir Jahre lang gebaut und gearbeitet haben, wie ein Kartenhaus zusammen zu blasen!

Sie hat gelächelt und geseufzt und uneigennützige Liebe geschworen, die schöne Sophie, sie hat den König Friedrich Wilhelm umgarnt mit ihren Liebesnetzen, und er glaubt an sie und ist bereit, sie für ihre große und uneigennützige

Liebe zu belohnen, indem er sie zu seiner Gemahlin erhebt. Aber die stolze Schöne hat nicht bedacht, daß das Liebesnetz, in welchem sie den königlichen Löwen gefangen hält, von einer Maus könnte angenagt werden, so daß die Maschen reißen und der König ihr entschlüpft!

Die Maus war schon da, ohne daß sie es ahnte, sie lag in dem Portefeuille ihres Bruders in Gestalt jenes Documentes, in welchem Sophie dem Banquier für seine Millionen und seine Hülfe ihre Belohnung versprach.

Wer wird dieses verhängnißvolle Blatt aus dem Portefeuille des grollenden Banquiers hervorholen?

Eine weiße, schöne Frauenhand, die sich schon danach ausstreckt, ohne daß die schöne Sophie Beermann es ahnt, die weiße, schöne Hand derjenigen, welche Sophie glaubte schon besiegt zu haben, und die sie von Allen am wenigsten fürchtete, die Hand der Wilhelmine Rietz!

Diese Hand klopfte eben an die Thür des Vorzimmers, das zu den Gemächern des Prinzen Louis Ferdinand führte.

Der Lakai stürzte herbei und fragte die tief in einen Mantel gehüllte Dame mit dem ver-

schleierten Gesicht, welche draußen stand, nach ihrem Begehren und ihrem Namen.

Ich will den Prinzen Louis Ferdinand sprechen, sagte die Dame mit ungeduldiger, fast gebieterischer Stimme. Gehen Sie und sagen Sie Seiner königlichen Hoheit, eine Dame aus Berlin wünsche ihn in dringenden Angelegenheiten sogleich zu sprechen.

Aber Seine königliche Hoheit sind nicht zu Hause, bemerkte der Diener, indem er versuchen wollte, die Thür zuzuziehen. Seine königliche Hoheit sind ausgegangen.

Unsinn, ich sah ihn im Vorbeigehen am Fenster stehen. Keine Umstände, mein Freund! Hier, nehmen Sie dies und beeilen Sie sich!

Das Goldstück, welches die Verhüllte ihm darreichte, übte auf den Lakaien die magische Wirkung, welche es stets auf dienstbare Geister zu üben pflegt. Er ließ die Dame mit sehr verändertem, devotem Wesen in das Vorzimmer eintreten und bat sie, einen Moment dort zu verweilen, er wolle anfragen, ob der Prinz geneigt sei, ihr eine Audienz zu gewähren.

Wo ist der Prinz? fragte sie.

Dort, hinter jener Thür. Es ist des Prinzen Wohnzimmer. Wir wohnen sehr beschränkt hier.

Er durchschritt das Zimmer und legte die Hand auf den Griff der Thür, und wunderte sich ein wenig, daß die Dame ihm gefolgt war und dicht hinter ihm stand. Sie mußte es sehr eilig haben, und es war sicherlich trotz des Goldstückes eine Bettelei, dachte der Lakai, indem er vorsichtig die Thür öffnete und durch sie hindurchschlüpfte.

Eine Dame? fragte nach kurzer Pause da drinnen eine laute Stimme. Aber Du weißt ja, Carl, daß ich Dir ein- für allemal verboten habe, Damen zu melden! Ich empfange keine Damenbesuche!

Seit wann nicht? fragte eine kecke, lachende Stimme hinter ihm. Seit wann ist der schönste, der jüngste und fröhlichste Prinz ein so ernster Damenverächter geworden?

Prinz Louis wandte sich hastig um. Was ist das für eine Stimme? Ich meine, ich —

Sollte sie kennen? nicht wahr, das wollten Sie sagen? Ja wohl, Sie kennen die Stimme und vielleicht auch das Gesicht!

Sie schlug den Schleier zurück und ließ den Prinzen in ihr immer noch schönes und anmuthiges Gesicht sehen.

Mein Gott, Sie sind es, die —

Still, mon prince. Entfernen Sie den Diener!

Geh', Carl, bewache die Thür und laß Niemand eintreten, so lange diese Dame hier ist!

Und jetzt, fuhr der Prinz fort, als der Lakai sich entfernt hatte, jetzt erlauben Sie mir zuerst, Ihnen meine Hand zu bieten, um Sie zum Divan zu führen, und dann —

Dann wünschen Sie zu wissen, was mich zu Ihnen führt? fragte Wilhelmine Rietz lachend, indem sie sich niederließ und den Prinzen mit einem Wink ihrer Hand bedeutete, neben ihr auf dem Divan Platz zu nehmen.

Ich gestehe allerdings, daß ich das wissen möchte, sagte der Prinz lächelnd.

Sie haben nicht vergessen, Prinz, daß wir an jenem Tage, da ich Ihnen meine Beihülfe für den französischen Krieg versprach, einander treue Freundschaft und gegenseitige Hülfe versprochen haben?

Nein, Madame, ich habe das nicht vergessen. Ich vergesse niemals, was ich versprochen habe.

Ein großes und ein stolzes Wort! rief Wilhelmine lächelnd, aber ich vertraue auf dieses Wort, und darum bin ich zu Ihnen gekommen. Sie sehen mich verwundert an, Sie fragen, warum die Freundin des Königs so in der Stille

und ohne Eclat sich bei Ihnen einfindet? Ich sehe daraus, mon cher prince, daß Sie noch wenig Bescheid wissen mit dem, was hier geschieht, und nicht eingeweiht sind in die Intriguen, die hier um Sie spielen.

Es ist wahr, sagte Prinz Louis, ich bekümmere mich nicht darum; ich bin melancholisch, meine schöne Freundin, und Alles, was ich hier sehe und höre, widert mich an.

Und doch müssen Sie mir für einen Moment ein aufmerksames Ohr schenken, sagte Wilhelmine. Es handelt sich freilich anscheinend nur um meine kleine Person, aber Sie werden bald erkennen, daß großartige politische Dinge damit verbunden sind. Die Partei, die längst danach getrachtet hat, mich zu stürzen und vom König zu trennen, hat jetzt ihren Meistercoup ausgeführt. Und wenn Sie mir nicht beistehen, Prinz, so bin ich verloren. Aber, fügte sie rasch hinzu, nicht blos ich, sondern die ganze königliche Familie von Frankreich ist dann verloren. Sie lächeln ungläubig? Hören Sie nur. Der Graf von Lucchesini, Bischofswerder und Wöllner haben es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, meine arme kleine Person für immer vom König zu trennen. Sie fürchten meinen Einfluß und

wissen, daß die unsichtbaren Vater erst dann ihre ganze Macht auf den König üben werden, wenn die sichtbare Freundin entfernt ist. O, es sind gar kluge und intriguante Herren, und sie verstehen meisterlich ihre Pläne und Intriguen zu schürzen. Da ist Mademoiselle Beermann, die schöne Schwester des reichen Banquiers, die haben sie sich zu ihrem Werkzeug auserkoren, und es ist eine allerliebste Comödie in Scene gesetzt worden. Die schöne Sophie Beermann hat sich mit meinen Feinden verbündet, um mich zu beseitigen und den König ganz in ihr Netz zu ziehen. Da sie meinen Einfluß fürchtet, hat die Schöne es als einen Beweis der Liebe des Königs verlangt, daß er mir streng verböte, hieher nach Frankfurt zu kommen. Und Seine Majestät, mein theurer Freund, hat die Schwäche gehabt, mir einen sehr strengen Brief nach Spaa zu schicken, in welchem er mir befiehlt, unverzüglich mich nach Charlottenburg in mein Landhaus zurückzuziehen und dort so lange zu verweilen, bis der König nach seinen Staaten zurückgekehrt sei.

Es scheint indeß, daß dieser strenge Brief Sie nicht geschreckt hat, Madame, lächelte der Prinz, denn wir befinden uns hier leider nicht

in Ihrem Landhause zu Charlottenburg. Weiß der König, daß Sie hier sind?

Wenn er es wüßte, erwiderte sie stolz, so wäre er bei mir. Allein meine Feinde haben das Ohr des Königs ganz für sich gewonnen. Es gab nur Einen in der Umgebung Seiner Majestät, der es ihnen streitig machen konnte, das war mein soi-disant Gemahl, der Herr geheime Kämmerer Rietz, der treu zu mir hält.

Da man kein Mittel ausfindig machen konnte, ihn zu gewinnen, so mußte man ihn entfernen, und der König hat die besondere Gnade gehabt, den geheimen Kämmerer als Courier mit der vertraulichen Mittheilung an die Kaiserin von Rußland wegen der neuen Theilung Polens nach Petersburg zu senden. Man braucht zu dieser Reise vier Wochen, und diese vier Wochen genügten den Intriguanten vollkommen, um ihre Comödie zu Ende zu führen. Sie ist bereits im vierten Act, und wenn Sie mir nicht helfen, Prinz, so wird morgen früh die Schlußscene vor sich gehen, das heißt, die schöne, pfiffige Mademoiselle Sophie Beermann wird morgen früh dem König von Preußen als Gemahlin linker Hand angetraut und ich für immer aus Preußen verbannt.

Das sind allerdings traurige Aussichten, ma toute belle, sagte Prinz Louis achselzuckend; ich begreife nur das Eine nicht, was ich thun kann, um sie heiter zu machen.

Das heißt, erwiderte sie lächelnd, Sie fühlen sich gar nicht veranlaßt, der Madame Wilhelmine Rietz Ihren Beistand leihen zu wollen, aber ich erinnere Sie nunmehr an Ihr Versprechen gegenseitiger Hülfsleistung.

Und ich erwidere nochmals, daß ich mein Versprechen wie ein Held aus der Ritterzeit erfüllen werde, sagte der Prinz lachend.

Sie werden bald begreifen, Prinz, daß es sich dabei auch für Sie um große Interessen handelt. Sie sind doch immer noch der Meinung, daß der Krieg mit Frankreich ein Ehrenpunkt für Preußen ist? Sie sind doch immer noch dafür, den Krieg mit den Rebellen fortzusetzen, und wenn möglich die unglückliche Königin vor dem Schaffot zu retten, auf welchem ihr Gemahl schon gefallen ist?

Ja! rief der Prinz, und seine Miene belebte sich, sein Antlitz erglühte, seine ganze Gestalt erbebte freudig; ja, ich dürste nach der Erneuerung dieses Krieges! Ich bin trostlos über die Niederlage, welche der vorige Feldzug uns

gebracht hat! Ich glaube, ich könnte sterben vor Grimm, wenn der Friede, von dem Einige fabeln, daß der Herzog-Generalissimus ihn beabsichtige, wirklich zu Stande käme!

Er wird zu Stande kommen, Prinz, wenn der König die Mademoiselle Sophie Beermann heirathet.

Wollen Sie mir sagen, in welchem Zusammenhange die Liebesaffaire des Königs mit dem Feldzug gegen Frankreich steht?

In einem sehr einfachen, Prinz. Mademoiselle Beermann hat den König glauben gemacht, daß sie ihn ganz uneigennützig, nur um seiner selbst willen liebe, sie hat bisher seine Geschenke ausgeschlagen, sie hat weder Brillanten noch das Landgut, das er ihr als Morgengabe offerirte, noch die Titel, welche er seiner zukünftigen Frau Gemahlin verleihen wollte, angenommen. Sie will nichts, gar nichts, als sein Herz und den Besitz seiner angebeteten Person. Der liebe König ist ganz entzückt von dieser Uneigennützigkeit, die ihm außer der Freundin seiner Jugend, außer mir, noch Keine bewiesen hat. Sie haben Alle seine Brillanten, seine Güter, seine Titel angenommen, nur Sophie Beermann macht jetzt eine Ausnahme, und deshalb will der König

sie belohnen, wie allein man die wahre Liebe belohnen kann, durch den Besitz des geliebten Gegenstandes. Aber jetzt will ich Ihnen das Geheimniß dieser uneigennützigen Liebe mittheilen. Der Herzog von Braunschweig ist durchaus für den Abschluß des Friedens. Er fürchtet, daß der kommende Feldzug ebenso enden werde wie der vorjährige, und er möchte daher den König bereden, von der Coalition gegen Frankreich zurückzutreten.

Abscheulich! rief Prinz Louis empört, das heißt, wir sollen mit Schimpf und Schande heimkehren, da wir uns doch gelobt haben, als Sieger in Paris einzuziehen!

Der Generalissimus ist zaghaft geworden, sagte Wilhelmine, die vielen Zwistigkeiten des vorjährigen Feldzuges haben ihn ängstlich gemacht. Ich will das allein als Grund seiner Friedensliebe annehmen und nicht achten auf die bösartigen Gerüchte, welche man einander zuflüstert. Aber wenn der Herzog nur von der Furcht möglicher Niederlagen bestochen ist, so ist seine schöne Bundesgenossin Mademoiselle Sophie Beermann doch durch ganz andere Mittel bestochen. Der französische General Dumouriez ist ein sehr geschickter und schlauer Unterhändler der

Bayerische Staatsbibliothek München

französischen Republik, er kennt die Menschen und ihre Schwächen, und hat überall sehr gewandte Spione. Wissen Sie auch, weshalb die neue Geliebte des Königs so überaus uneigennützig erscheinen kann? Aus dem einfachen Grunde, weil der General der französischen Republik der Mademoiselle Sophie Beermann sieben Millionen Francs hat bieten lassen, wenn sie den König dahin bringt, daß er mit Frankreich Frieden schließt.

Der Prinz sprang empor und sein Antlitz erglühte. Können Sie das beweisen, Madame?

Es ist schwer, solche Dinge zu beweisen, denn die kluge Dame hat Alles mündlich in dieser Affaire verhandelt. Aber die Sache verhält sich wirklich so, und zu meiner Beglaubigung werde ich Ihnen, mon cher prince, einen Brief mittheilen, den mir vor einigen Tagen ein Courier von der Herzogin von Liancourt nach Charlottenburg überbracht hatte, das heißt, ich meine mit Charlottenburg das schöne Spaa, in welchem ich incognito verweilte. Der Brief, den mir die Herzogin sandte, beschwört mich um Hülfe und Beistand, und es war in demselben ein Schreiben ihres Geliebten, des Grafen von Ar-

tois, enthalten. Sie kennen die Handschrift dieses Prinzen?

Ich kenne sie, erwiderte Prinz Louis hastig, indem er das Papier nahm, welches Wilhelmine ihm darreichte. Ja, das ist die Handschrift! Darf ich den Brief lesen?

Es ist ja mein Beglaubigungsschreiben, lesen Sie also, Prinz, oder wenn Sie wollen, lese ich es Ihnen vor, denn es ist mühsam, die kleine, gekritzelte Schrift zu entziffern, und ich habe eine lange Zeit dazu gebraucht, ehe ich's zu Stande brachte. Aber schauen Sie in das Papier, damit Sie sich überzeugen, daß ich richtig lese.

Sie legte den aufgeschlagenen Brief vor sich auf den Tisch, und nachdem Louis neben ihr Platz genommen, las sie langsam, jedes Wort mit ihrem weißen Finger bezeichnend:

„Ich beschwöre Sie, ma belle duchesse, setzen Sie Alles in Bewegung, die Freundin des Königs für uns zu gewinnen. Unsere Feinde sind thätiger als je, und es ist dem General Dumouriez, dem Heerführer der nichtswürdigen, sogenannten Republik gelungen, in der Umgebung des Königs sich mächtige Freunde zu erkaufen. Die Person, welche der König gegenwärtig liebt, ist eben so schlau, als geldgierig. Der General hat sich

für das Versprechen, daß der König Frieden mit Frankreich machen soll, verpflichtet, ihr sieben Millionen Francs zu zahlen. Die Unterhändler befinden sich schon in Frankfurt. Der Herzog von Braunschweig ist gewonnen, das Friedensinstrument ist bereits aufgesetzt, und sobald die projcetirte Trauung des Königs vor sich geht, wird seine neue Gemahlin ihn dahin bringen, den geheimen Friedenstractat zu unterzeichnen, wofür sie von Frankreich sieben Millionen empfängt. Man wird sich dann noch eine Zeit lang den Anschein geben, als wolle man den Krieg. Man wird ein Lager aufschlagen, Streifzüge machen, aber jede Schlacht vermeiden und der Republik Zeit gönnen, sich zu constituiren. Ich beschwöre Sie, meine Geliebte, suchen Sie diese infernalischen Pläne durch unsere theure Freundin, Madame Rietz, zu hintertreiben. Sie allein ist im Stande uns zu helfen, und sie wird es, denn sie ist eine große und edelmüthige Seele."

Das ist der Brief des Grafen von Artois, sagte Wilhelmine lächelnd. Sie sehen aus den Schlußworten, lieber Prinz, daß er darauf berechnet war, von mir gelesen zu werden. Man sagt sonst wohl dergleichen schöne Phrasen mir in's Gesicht, aber niemals hinter meinem Rücken. Gleich-

viel, die Sache steht fest, und ich habe mich erinnert, daß ich Ihnen damals in Berlin meinen Beistand für den Feldzug gegen Frankreich zugesagt habe.

Und ich erinnere mich, daß wir uns gegenseitige Hülfe und Beistand versprochen haben! rief der Prinz, indem er die Hand Wilhelminens an seine Lippen zog. Lassen Sie uns nun als treue Bundesgenossen zueinander stehen. Ich will den Krieg gegen Frankreich, Sie wollen den Frieden mit dem König. Ich will kämpfen gegen die französische Republik, Sie wollen siegen gegen die neue Geliebte. Wie können wir unsere Interessen miteinander vereinigen?

Ich bin gekommen, um Ihnen das zu sagen, lieber Prinz. Niemand außer Ihnen weiß, daß ich hier bin, und Niemand darf es erfahren, denn ich glaube, Mademoiselle Beermann wäre im Stande, den König in seinen eigenen Zimmern gefangen zu halten bis nach der Trauung, wenn sie meine Nähe ahnte. Es ist aber dringend nothwendig, daß wir rasch und entschlossen handeln und die böse Feindin entfernen, welche mich von meinem theuren König trennen und Ihnen die Lorbeeren entreißen will, welche Sie von dem französischen Feldzug erwarten. Glücklicher=

weise habe ich auch meine Spione, und von ihnen habe ich erfahren, was es mit der uneigennützigen Liebe der schönen Sophie Beermann für eine Bewandniß hat. Es wäre mir leicht, den König von ihren Listen und Intriguen zu überzeugen, wenn ich nur zu ihm könnte! Aber meine Feinde haben ihn umlagert, und ich wage nicht, mich ihnen zu zeigen oder auch nur zu dem Bruder der Schönen zu gehen, denn ihre Spione würden es sogleich erfahren, und man würde mich verhaften, im Namen des Königs natürlich, weil ich gewagt, seine Befehle unbeachtet zu lassen und statt in Charlottenburg mich hier in Frankfurt aufzuhalten. Was ich aber nicht thun kann, das können Sie thun, mein Prinz. Sie können während des heutigen Balles sicher einen Moment finden, um sich unbemerkt dem König zu nahen, Sie können ihm dann einige Worte in's Ohr flüstern, und diese Worte werden zur Folge haben, daß der König den Ball verläßt und sich in seine Wohnung zurückverfügt. Sie können den König dann begleiten, oder noch besser, Sie suchen den König zu bewegen, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten, weil hier der geheime Agent ist, der ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen hat.

Und der geheime Agent sind Sie, nicht wahr?

Natürlich, das bin ich, sagte sie. Ich habe mir den ganzen Feldzugsplan, den wir zu befolgen haben, aufgezeichnet, und wenn es Ihnen gefällig ist, gehen wir denselben jetzt Punkt für Punkt mit einander durch.

5.

Die Katastrophe.

Die Musici hatten gerade ihren schmetternden Tusch geblasen, denn der König war eben, begleitet von Bischofswerder, von Schulenburg und Lucchesini, in den Ballsaal eingetreten, in welchem die glänzende und auserlesene Gesellschaft schon versammelt war. Herzöge und Fürsten, Feldmarschälle und Generäle, Ambassadeurs, Grafen, Barone und reiche Banquiers umgaben den König, wie „der Sterne Kranz um die Sonne sich reiht", und man sah nichts als goldblitzende Uniformen, als strahlende Ordenszeichen, als kostbare Brillanten, Perlen und Edelsteine, die auf den nackten Schultern und Armen und in dem duftenden Haar der Damen erglänzten.

Aber die Augen der schönen Sophie Beer=

mann erglänzten noch schöner als die Diamanten auf ihrem weißen Halse, und das Lächeln ihrer purpurnen Lippen erschien dem König noch strahlender als der Glanz der Purpurrubinen in dem Diadem, welches über ihrer Stirn in dem blonden Haar thronte. Sie war es werth, die Gemahlin eines Königs zu sein, das sagte der König sich mit stolzer Freude, als er die glänzende Gestalt, das edle, schöne Antlitz seiner Auserkorenen betrachtete und der Musik ihrer holden und geistvollen Worte lauschte. Es war herrlich, zu denken, daß dieses schöne, gefeierte, viel umworbene Weib sein werden wollte nur aus Liebe, nur aus der freien Wahl ihres Herzens! Kein anderer Grund konnte sie dazu veranlassen! Sie hatte nicht nöthig, ihn um äußere Vortheile zu wählen. Herzöge und regierende Fürsten hatten sich um sie beworben, und sie hatte ihre Werbungen zurückgewiesen, obwohl einer ihrer Anbeter, ein regierender Herzog, ihr als Morgengabe die Einwilligung des Kaisers von Deutschland gebracht, sie anzuerkennen als die legitime Gemahlin des Herzogs. Sie war aber nicht ehrgeizig, sonst würde sie den Herzog gewählt haben. Sie war auch nicht eigensüchtig und egoistisch, sonst würde sie die Ge-

schenke, welche der König ihr als seinen Brautschatz angeboten, angenommen haben. Aber sie wollte weder Gräfin noch Standesherrin werden, und was sollten ihr Brillanten und Geldverschreibungen? Sie trug auf ihren schönen und vollen Schultern Brillanten, um die eine Königin sie beneiden durfte, und für die orientalischen Rubinen, welche in ihrem Haar funkelten, hätte sie mehr als Eine Standesherrschaft sich eintauschen können. Nein, kein äußerer Grund hatte die schöne, reiche, gefeierte Sophie Beermann bewegen können, die immerhin angezweifelte Stellung einer Gemahlin der linken Hand neben dem König einzunehmen, nur die Liebe hatte sie dazu vermocht, die reinste, uneigennützigste, heißeste Liebe!

Es war schön, es war entzückend, so geliebt zu werden. Viele Frauen hatten Friedrich Wilhelm geliebt, weil er ein König war, und er hatte ihnen danken können für ihre Liebe mit reichen Geschenken, mit Titeln und Würden. Aber wie sollte er dieser holden, bezaubernden Frau danken, ihr, die nichts begehrte, nichts wünschte, die nur still und in bescheidener Zurückgezogenheit an seiner Seite blühen wollte, wie die Liane, die sich um den Stamm der Eiche

rankt? Ihr konnte er nur durch Liebe lohnen, denn solche Liebe begehrt nur der Liebe!

Es war schön, das zu denken, es war ein Gefühl, welches den König wieder jung machte, wieder lebensfrisch, welches ihn gemahnte an die sonnigen Tage seiner Jugend, da die Liebe wie eine frische Maienblüthe in seinem eigenen Herzen aufgesproßt war. Er schreckte zusammen, wie er das eben dachte, und es zog wie ein Schatten an seinen Augen vorüber, ein Schatten der Erinnerung! Wo war sie, die er damals geliebt hatte, sie, die Geliebte seiner Jugend? Er meinte vor sich das blasse, vorwurfsvolle Angesicht und das thränenbethaute Auge derjenigen zu sehen, die ihn stets geliebt hat, die ihm treu gewesen ist, und die er doch nun für immer vergessen und verstoßen hatte. Es zog ein Schmerz durch seine Seele und rauschte darin auf mit einem Klageschrei. Aber der König unterdrückte ihn rasch und wandte sich doppelt beeifert an die stolze neue Geliebte, welche in aller Jugendfrische neben ihm stand und die trauernde Gestalt der gealterten Geliebten seiner Jugend bald vergessen machte. Die Musici auf dem vergoldeten Balcon stimmten die Polonaise an, und der König, den die Liebe wieder jung gemacht, bot der schö-

nen Sophie die Hand, um mit ihr der ganzen Gesellschaft voranzuschreiten und durch die Reihen der glänzenden Säle in den wechselnden Touren der Polonaise dahin zu gehen.

Während so Alle beschäftigt waren mit dem Tanz und nur Augen hatten für das königliche Paar, das ihnen voranschritt, bemerkte Niemand, daß der Herr des Hauses, der reiche Banquier, aus dem Saal hinausgegangen, und daß auch der Prinz Louis Ferdinand nicht Theil nahm an dem Tanze. In einem kleinen Privatzimmer, das nur die Eingeweihten betreten durften, saßen der Prinz und der Banquier beisammen in ernster und gewichtiger Unterhaltung. Das Antlitz des Banquiers hatte sich während der Offenbarungen, welche der Prinz ihm gemacht, umdüstert und ein zorniges Blitzen war in seinen Augen.

Eure königliche Hoheit glauben wirklich, sagte er mit grollender Stimme, daß meine Schwester im Stande wäre, von den Feinden Deutschlands Geschenke und Geld anzunehmen?

Mon cher, erwiderte der Prinz lachend, die Goldstücke haben kein Vaterland, und man sieht ihnen ihre Herkunft nicht an. Hier ist der Brief des Grafen von Artois, der Ihnen als

Beweis dienen möge. Aber ich habe auch noch andere Beweise. Mademoiselle Beermann hat dem Vermittler in dieser Affaire, einem angesehenen Banquier in Genf, das Versprechen gegeben, daß nach Abschluß des Handels und wenn sie durch ihn die ausbedungenen Gelder empfangen, er zum Hofbanquier und alleinigen Agenten des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen erhoben werden soll.

Das ist unmöglich! rief der Banquier erbleichend. Meine Schwester kann nicht so perfide und hinterlistig gegen ihren eigenen Bruder gehandelt haben.

Der Prinz zog lächelnd ein zusammengefaltes Papier aus seiner Brusttasche hervor. Sehen Sie hier den Beweis, mon cher, den Originalbrief, welchen Fräulein Beermann an diesen Banquier gerichtet hat. Sie kennen doch die Handschrift Ihrer Schwester?

Ich kenne sie, erwiderte der Banquier grollend, indem er das Papier aufmerksam betrachtete, ich kenne sie und erkenne sie! Nehmen Sie das Papier zurück, königliche Hoheit, es brennt wie Feuer in meiner Hand.

Glücklicherweise ist dieser Banquier sehr befreundet mit einer mächtigen Person, die Ihnen

wohl will, sagte der Kronprinz, indem er lächelnd das Papier wieder in seine Tasche schob. Und er hat natürlich gegen ein gutes Capital dieser Person das wichtige Document übergeben. Aber diese Person weiß auch, daß Sie, Herr Banquier, von Ihrer mit Versprechungen und Geschenken sehr freigebigen Schwester eine gleiche Zusage erhalten haben. Und wenn Sie uns helfen wollen, die Intriguen der Mademoiselle Beermann, die wahrlich nicht als Schwester an Ihnen gehandelt hat, zu hintertreiben, wenn Sie nicht nach der Ehre lechzen, der scheel angesehene und bei Seite geschobene Bruder der königlichen Maitresse en titre zu sein, so versprechen wir Ihnen, daß Sie statt dessen der hochgeachtete und alleinige Hofbanquier des Königs von Preußen werden sollen, und daß, wenn es Ihnen danach gelüstet, auch ein Adelsdiplom und ein Orden Ihnen nicht entgehen soll.

Was muß ich thun, um die Intriguen meiner unnatürlichen Schwester zu hintertreiben? fragte der Banquier grollend.

Nicht viel, erwiderte der Prinz, nur uns beistehen, dem König zu beweisen, daß die Liebe der schönen Sophie nicht so uneigennützig ist, wie sie sich den Anschein giebt. Und ich erlaube

mir daher die Frage, ob Sie vielleicht im Besitz eines solchen Beweises sind?

Ja, rief der Banquier mit aufblitzendem Auge, ja, ich bin im Besitz eines solchen Beweises! Meine schöne Schwester hat sich schriftlich gegen mich verpflichtet, mich zum Hofbanquier des Königs zu ernennen, mich in einem Jahre zum Grafen des deutschen Reichs zu erheben, wenn ich ihr dafür die Familienbrillanten, den Antheil an meinem mütterlichen Erbe, eine Villa und außerdem noch ungefähr eine Million als Schenkung übergeben will.

Sie besitzen ein solches Document? fragte der Prinz freudig. Der Banquier stand auf, ging zu seinem Schreibtisch und nahm aus dem geheimen Fache desselben ein zusammengefaltetes Papier.

Hier ist der Beweis, sagte er. Ich denke, mit diesem Papier in der Hand wird der König nicht mehr an die Uneigennützigkeit meiner theuren Schwester glauben.

Und ich denke, mit diesem Papier in der Hand werden wir schon morgen Sie zum Hofbanquier ernennen lassen. Wollen Sie mir dieses Papier anvertrauen?

Es ist das Instrument meiner Rache, sagte

der Banquier. Ich lege es vertrauensvoll in Ihre Hände.

Und dieses Instrument soll Ihnen morgen eine gute Melodie singen, sagte der Prinz, indem er aufstand. Kehren Sie jetzt zur Gesellschaft zurück. Es versteht sich von selbst, daß Sie Ihre Schwester nichts ahnen lassen von dem, was zwischen uns gesprochen worden. Im Gegentheil, ich bitte, sich Ihrer Schwester sehr freundlich zu nahen und sie womöglich in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen, so daß ihre Aufmerksamkeit für einige Momente vom König abgezogen wird. Nur so lange, bis ich, nachdem ich dieses wichtige Document in andere Hände befördert habe, in den Ballsaal zurückgekehrt und einige Worte mit dem König gesprochen habe. — Der Banquier versprach es, und während er sich in den Saal begab, warf der Prinz sich in seinen bereitstehenden Wagen, der im Galopp mit ihm von dannen jagte, aber auch schon, nachdem kaum eine Viertelstunde verflossen, ihn zu dem glänzend erleuchteten Hause des Banquiers zurückführte. Die Polonaise war beendet, und der König, dessen Corpulenz nicht ganz harmonirte mit der Jugenderregung seines Herzens, hatte sich ein wenig von der schönen Königin des Balles zurückgezogen

und in eine Fensternische gerettet, um seinen keuchenden Athem erst wieder zur Ruhe kommen zu lassen, als der Prinz Louis Ferdinand sich ihm näherte.

Sire, darf ich es wagen, für einen Moment Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen?

Nun, was giebt's, mon beau cousin? fragte der König aufathmend. Es ist eine Wolke auf Ihrer Stirn, und Sie wollen mir wahrscheinlich sagen, was das bedeutet. Was ist es denn? Haben die verehrten Eltern aus Berlin geschrieben und wollen den lieben Sohn heimrufen, oder werden wir wieder einmal von habgierigen Gläubigern geängstigt?

Sire, erwiderte der Prinz, es ist weder das Eine noch das Andere. Die kleinlichen Interessen meines eigenen Lebens verschwinden vor der großen Trauerbotschaft, die ich soeben erfahre. Der König Ludwig der Sechzehnte von Frankreich hat sein Haupt unter die Guillotine legen müssen und ist von seinem eigenen Volke ermordet worden.

Der König zuckte zusammen und erblaßte. Das ist nicht wahr, das ist unmöglich! murmelte er hastig. Der Herzog von Braunschweig hat mir erst gestern die sichersten Hoffnungen ge-

macht, daß es seinen Unterhändlern gelingen werde, den König zu befreien. Man hat Sie getäuscht, Cousin, und woher sollten Sie auch diese Botschaft erhalten haben, die meinen Ministern, die mir selber fremd ist?

Sire, man verschweigt oft den Königen, was zu wissen ihnen noth thut. Man hat die Heiterkeit dieses Festes vielleicht nicht mit den Trauerklängen eines Todtenmarsches unterbrechen wollen. Aber das Factum steht leider fest.

Wer sagt es, wer behauptet es? fragte der König lebhaft.

Ein geheimer Agent des Grafen von Artois, den dieser an mich geschickt hat mit der flehentlichen Bitte, ihn zu Eurer Majestät zu führen, weil man ihm noch geheime und wichtige Documente anvertraut hat, welche er nur in die Hände des Königs niederlegen soll.

Wo ist er? fragte der König hastig. Warum ist er nicht zu mir gekommen?

Sire, weil er Niemand fand, der ihn zu Eurer Majestät führen wollte. Der Agent wandte sich an mich und bat um meine Vermittelung. Ich glaubte es dem unglücklichen König schuldig zu sein, daß ich die Botschaft seines trauernden Bruders wenigstens bis zu Eurer Majestät ge-

langen ließ, und ich habe deshalb Ihren Zorn gewagt, um Ihnen zu sagen, Majestät, der geheime Agent des Grafen von Artois, der die furchtbare Trauerbotschaft zu mir gebracht hat, befindet sich in meinen Gemächern und erwartet die Befehle Eurer Majestät.

Ich will ihn sprechen, und das sogleich, sagte der König erregt, kommen Sie, Cousin, Sie sehen, der Tanz beginnt eben auf's Neue. Wir wollen uns in das Boudoir zurückziehen, das man zu meiner Erholung eingerichtet hat. Von dort schlüpfen wir hinaus und begeben uns in Ihre Wohnung.

Mein Wagen steht bereit, sagte der Prinz, denn ich hoffte auf die Gnade meines Königs. —

Eben als der Tanz begonnen, machte der König sich unbemerkt durch das Gedränge, das ehrfurchtsvoll vor ihm zurückwich, eine Bahn und trat in das Boudoir ein. Unbemerkt gelangte man hinaus und im vollen Jagen zu der Wohnung des Prinzen.

Der König hatte während der Fahrt kein Wort gesprochen, auch jetzt ging er schweigend die Treppe hinauf, auf welcher der Prinz ihm voranschritt und selbst dem König die Thüren öffnete.

Jetzt vor der mit einer Portière behangenen Thür blieb der Prinz stehen. Majestät, sagte er, hinter dieser Thür, in meinem Wohnzimmer, befindet sich der geheime Agent des Grafen von Artois. Der Prinz hat es mir in einem besondern Schreiben zur Pflicht gemacht, ihm eine Audienz bei Eurer Majestät zu verschaffen. Ich habe diese Pflicht erfüllt und bitte nun um die Gnade, mich zurückziehen zu dürfen.

Und ich, sagte der König, ich bitte Sie zu dem Ballfeste zurückzukehren und Mademoiselle Beermann zu sagen, sie möge meine schnelle Entfernung mit dringenden Geschäften entschuldigen. Ich würde in einer Viertelstunde wieder bei ihr sein. Zugleich haben Sie die Güte, den Bruder der Dame zu benachrichtigen, daß ich wünschte, meine zufällige Entfernung möge ganz unbemerkt bleiben, und das Fest solle ungestört seinen Fortgang nehmen. Sie haben nicht nöthig, zu mir zurückzukehren, lassen Sie nur den Wagen unten warten.

Er nickte dem Prinzen einen freundlichen Abschiedsgruß zu und öffnete die Thür, hinter welcher, wie Prinz Louis gesagt, der geheime Agent des Grafen von Artois ihn erwartete.

Aber Niemand, so schien es, war in dem

Zimmer anwesend. Auf dem Tisch vor dem Divan standen zwei silberne Armleuchter, deren hohe Wachskerzen ein helles Licht durch den großen Raum verbreiteten. Der König sah Alles. Die beiden hohen Spiegel an den Fensterpfeilern, die ihm sein eigenes Bild wiedergaben, die vergoldeten Meubles, auf denen das Kerzenlicht blitzende Streifen zog, den großen gemalten Schirm, welcher den Ofen verhüllte. Aber er schaute vergeblich nach dem Boten des Grafen von Artois sich um.

Ah, da ist eine Thür, murmelte der König. Vielleicht ist er in diesem zweiten Gemach. Er durchschritt das Zimmer, um diese Thür zu öffnen, und kam dabei an dem Ofenschirm vorüber, und wie er es that, da huschte eine Gestalt hinter demselben hervor. Zwei weiche Arme umschlangen seinen Nacken, und eine Stimme, welche sein Herz erbeben machte, flüsterte in sein Ohr. Sie haben mich von Dir trennen wollen, aber ich bin wieder bei Dir! Die Sterne unserer Jugendliebe leuchten über uns Beiden. Oh, mein Geliebter, Du hast mich einstmals Deinen guten Stern genannt, und ich bin es. Und ich flehe zu Dir, laß mich nicht untergehen in der Nacht des ewigen Grams!

Sie sank zu seinen Füßen nieder und umklammerte seine Kniee. Das Kerzenlicht fiel gerade auf sie und beleuchtete das von Thränen überfluthete Angesicht, welches seit so vielen Jahren die Freude und der Trost des Königs gewesen.

Auch jetzt, bei ihrem Anschauen konnte der König trotz der Beschämung, welche er empfand, sich eines Gefühls von Freude nicht erwehren. Unwillkürlich, nur seinem eigenen Empfinden nachgebend, beugte er sich nieder und zog Wilhelmine in seine Arme empor. Aber dann, wie von Schrecken ergriffen, ließ er sie los und zwang seine Miene zu einem ernsten, zürnenden Ausdruck.

Wie kommen Sie hieher, Madame? Wie dürfen Sie es wagen, meinem Verbot zu trotzen, da ich Ihnen doch befohlen, in Charlottenburg zu bleiben?

Der König hat es befohlen, sagte sie mit ihrer weichen, süßen Stimme. Aber ich will von Dir selber erfahren, Friedrich Wilhelm, ob auch mein Freund, mein Geliebter, diesen Befehl bestätigt hat.

Ich werde Sie bitten müssen, Madame, sich solcher Ausdrücke und Benennungen ferner nicht

zu bedienen! sagte der König mit einer Heftigkeit, welche Wilhelminen bewies, daß sie nur eine erzwungene war. Es hat Alles seine Zeit im Leben, und man muß es auch verstehen, mit seiner Vergangenheit abzuschließen. Sie werden mich niemals undankbar finden, Wilhelmine, — er merkte es gar nicht, daß er sie schon wieder mit dem vertraulichen Namen anredete — nein, niemals undankbar. Aber Sie können nicht fordern, daß das, was bei allen Menschen sich der Zeit unterwirft, bei uns allein ewig sei. Sie hätten sich diese Auseinandersetzungen ersparen können, und ich finde es sehr verwegen, daß der Prinz sich unterstanden hat, mich in dieser Weise zu betrügen.

Sire, ich bitte um Vergebung für den Prinzen, sagte Wilhelmine sanft. Er hat Eure Majestät nicht betrogen. Ich komme wirklich zu Ihnen als der geheime Agent des Grafen von Artois, und es war eine Pflicht der Loyalität von dem Prinzen, daß er mir die erflehte Zusammenkunft mit Eurer Majestät verschaffte. Dies allein bestimmte den guten Prinzen auch dazu. Er sah in mir nur den Abgesandten der unglücklichen Königsfamilie, nicht das verschmähte und verstoßene Weib. Von den Wunden, welche

mein Herz empfangen, ahnt er nichts. Und ich bekenne es in Demuth, daß ich ihn glauben gemacht habe, es würde für Eure Majestät eine angenehme Ueberraschung sein, mich wieder zu sehen. Vergeben Sie also dem Prinzen. Versprechen Sie es mir, Sire, daß Sie ihm keinen Vorwurf machen wollen.

Ich verspreche es, sagte der König mit milderem Tone. Und da Sie nun einmal hier sind, so lassen Sie mich hören, was Sie mir im Auftrage des französischen Prinzen zu sagen haben. Er führte Wilhelmine, vielleicht ohne daran zu denken, daß er es that, zu dem Divan hin, nahm auf demselben Platz und bedeutete ihr mit einem Wink seiner Hand, daß sie sich zu ihm setzen möge.

Sie that es mit ernster und bescheidener Miene. Und wie die seit fast einem Jahr Getrennten nun wieder neben einander saßen, wie er wieder die schöne, volle Gestalt, das ausdrucksvolle Angesicht, die funkelnden Augen seiner Jugendgeliebten sich so nahe sah, da überkam den König ein unendliches Gefühl des Wohlbehagens. Er athmete hoch auf, als würde sein Herz von einer schweren Last befreit, und mit einem freundlichen Lächeln schaute er sie an.

Sprechen Sie, Wilhelmine, theilen Sie mir die Botschaft des Prinzen mit.

Als sie dann sprach, da war es dem König, als ob eine längst verklungene schöne Musik mit süßen Melodien wieder aufrausche. Und er horchte auf sie mit träumerischem Wohlbehagen.

Es waren freilich sehr düstere Klänge, welche er vernahm. Die Todtenklage um den von seinem Volke hingerichteten König! Der Schmerzensschrei der gefangenen Königin Marie Antoinette, welche die deutschen Fürsten anflehte um baldige Hülfe, damit nicht auch ihre Kinder unter dem Henkerbeile verbluten müßten. „Daß ich sterben muß und sterben werde," schrieb die Königin in dem Briefe, welchen einer ihrer Getreuen dem Grafen von Artois überbracht hatte und den dieser durch die Herzogin von Liancourt der Freundin des Königs gesandt hatte, „daß ich sterben muß und sterben werde, ist mein Trost und meine Hoffnung. Ich flehe also nicht für mich. Ich flehe für den König von Frankreich, für Ludwig den Siebenzehnten. Ich flehe für die Kronen aller europäischen Fürsten, denn sie sind alle bedroht. Wenn das Haupt des Königs Ludwig des Siebenzehnten seinem Vater nachfällt, so schwanken die Kronen auf den Häuptern aller Fürsten,

und sie werden alle hinunterstürzen in den Abgrund der Revolution. Haben Sie also Erbarmen mit sich selber, meine Brüder, meine Freunde, meine Vettern! Retten Sie das Königthum, retten Sie meinen Sohn! Nur, wenn der Krieg rasch und energisch wieder aufgenommen wird, ist diese Rettung möglich. Denn nur die in Paris einziehenden Sieger werden die Pforten des Temple öffnen, in welchem der König von Frankreich schmachtet."

Der König hatte diesen Brief mit tiefer Bewegung gelesen, und er äußerte laut und erregt sein Bedauern und merkte es gar nicht, daß er wie in früheren Tagen mit der Freundin seine Ideen austauschte und sie Theil nehmen ließ an dem, was seine Seele beschäftigte. Wilhelmine war klug genug, ihn nicht daran zu mahnen, sondern einfach und still ohne irgend ein Zeichen von Genugthuung oder Freude das Gespräch fortzusetzen.

Sie hat recht, die arme Königin Marie Antoinette, sagte Friedrich Wilhelm. Wenn die Revolution in Frankreich siegt, wenn das Königthum von den Rebellen unter die Füße getreten wird, so sind alle unsere Kronen bedroht. Aber ich werde es nicht dulden, ich werde das König=

thum erretten mit meinem starken Arm und meinem festen Willen! Ich werde allen den Friedenshelden und den Beruhigern Trotz bieten, ich werde allen Vermittlern mein Ohr verschließen, und der Feldzug dieses Jahres soll rasch und energisch geführt werden. Kein Zaudern, kein Besinnen mehr! Meine Armee soll marschfertig gemacht werden, und wenn der Herzog Generalissimus es nicht will, so werde ich als König verlangen, daß wenigstens meine Armee den Feldzug eröffne.

Der Herzog wird es nicht wollen, sagte Wilhelmine ruhig.

Woher weißt Du das? fragte der König, und ohne es zu wissen, bediente er sich des gewohnten traulichen Du.

Ich weiß es daher, sagte sie gelassen, daß der Herzog mit den französischen Generälen Dumouriez und Kellermann in geheimer Unterhandlung steht. Die Partei, fuhr Wilhelmine sanft fort, und sie legte leise ihre warme Hand auf die des Königs, die Partei, welche meinen geliebten König jetzt umgiebt, ist für den Frieden, und das ist der Grund, weshalb man mich von Eurer Majestät entfernt hat; man wußte sehr wohl, daß mein Herz unbestechlich ist, und daß in Allem,

was ich thue und denke, für mich nur die Ehre und die Würde meines königlichen Herrn den Ausschlag giebt.

Der König nahm eine ernste Miene an. Ich verstehe Sie nicht, Wilhelmine, und ich weiß nicht, was Sie sagen wollen.

Ich will sagen, rief sie glühend, indem sie vom Sopha niederglitt und die Kniee des Königs umrankte, ich will sagen, daß nur ich allein Dich wahrhaft und uneigennützig liebe! Ich will sagen, daß diejenige, welcher Du Dein edles und schönes Herz jetzt geweiht hast, Dich betrügt und hintergeht.

Madame, rief der König empört, hüten Sie sich wohl, anzuklagen! — Er wollte aufspringen, aber Wilhelmine hatte seine Kniee nur fester umschlungen und zwang ihn, sitzen zu bleiben.

Friedrich Wilhelm! rief sie, Du sollst und Du mußt mich hören! Ich will es nicht dulden, daß eine Intriguantin Dein edles Herz betrüge! Ich will Dich retten aus den Banden, mit denen man Dich gefesselt hat! Gleichviel ob der Blitzstrahl Deines Zornes mich nachher zerschmettert. Ich werde sterben in dem seligen Gefühl, daß ich meinen König, meinen Geliebten, meinen Freund gerettet. Sie hat Dir gesagt, diese trügerische

Delila, sie hat Dir gesagt, daß sie Dich liebe um Deiner selbst willen. Sie hat Deine Brillanten, Deine Titel, Deine Reichthümer ausgeschlagen, und Du, in dem Edelmuth und der Unschuld Deines Herzens, Du hast ihr geglaubt, Friedrich Wilhelm. O ja, es gab eine Zeit, wo ein Weib an Deiner Seite stand, das Dich wahrhaft, um Deiner selbst willen liebte und es bewies, indem sie für Dich hungerte, für Dich darbte, für Dich litt! Aber Wenige gleichen ihr, und das darf ich sagen, das Weib, das jetzt zu Deinen Füßen liegt und welches die Liebe ihrer Jugend treu in ihrer Seele bewahrt hat, das Weib wird keine Nachahmerin finden. Friedrich Wilhelm, sie haben Dein argloses Herz bethört, mit Listen und Ränken hat Delila meinen Simson hintergangen, und sie lacht in ihrem Herzen über ihn, weil er ihr glaubt, und sie spottet seiner Unschuld und berechnet die Stunde, da sie ihn wird büßen lassen. Denn nach der Hochzeit, mein König und Herr, nach der Trauung wird Sophie Beermann die Titel und die Orden, die Brillanten und das Geld nicht blos annehmen, sondern sie wird sie fordern, denn sie ist eine ränkesüchtige, geldgierige Person, und nur die Klugheit hat für den Augenblick ihren Geiz verstummen gemacht.

Oh, sieh' mich nicht so zornig an, Friedrich Wilhelm, fuhr sie trotzig fort. Ich klage an, und, Gott sei Dank, ich bin im Stande, meine Anklagen zu beweisen. Siehe hier, mein Geliebter, hier sind die Documente, welche es darlegen, daß diese ehrgeizige Banquierstochter eine Lügnerin, ja, mehr als das, daß sie eine Verrätherin ist!

Der König sprang auf. Ich will nichts mehr hören, Madame!

Du sollst mich hören! rief sie energisch. Bei dem Haupte meiner Kinder, Friedrich Wilhelm, bei dem Geiste unseres verstorbenen Sohnes, der uns umschwebt, in dieser Stunde, bei ihm beschwöre ich Dich, daß Du mich hören sollst. Wenn ich meine Anklage nicht beweise, so gebe ich Dir das Recht, mich nachher auf ewig von Dir zu verbannen, und ich werde es dann nie wieder wagen, vor Deinem Angesicht zu erscheinen! Aber zuerst sollst Du mich hören! Alexander, mein Sohn Alexander! rief sie laut, indem sie ihre Arme emporstreckte zum Himmel. Steige hernieder zu mir, umschwebe das Haupt Deines Vaters und flüstere in seine Seele und flehe zu ihm, daß er sein Ohr der Rechtfertigung Deiner Mutter nicht verschließe!

Der König erschauerte und warf einen scheuen Blick durch das Gemach, als sähe er nach dem Geiste, den Wilhelmine beschworen hatte. Denn die Geister der Abgeschiedenen sind bei uns in den Stunden der Entscheidung, und ihre unsichtbaren Augen schauen Alles, was wir thun.

Es war dem König, als leuchteten in seiner Seele die Augen seines geliebten Alexander, und wie er jetzt ängstlich auf Wilhelmine hinschaute, begegnete er in ihrem Auge dem flehenden Blicke seines Sohnes.

Sprich, Wilhelmine, sagte er sanft, ich will Dich hören. Du hast angeklagt, beweise Deine Anklage, oder so wahr ein Gott über uns ist und so wahr der Geist unseres Sohnes uns umschwebt, Du sollst Deine Buße und Strafe empfangen!

Sie neigte demüthig ihr Haupt. Ich unterwerfe mich, sagte sie, aber zuerst höre und lies.

Sie reichte dem König das zusammengefaltete Document dar, welches Prinz Louis ihr überbracht hatte. Was ist das für ein Papier? fragte der König.

Es ist ein Document, sagte sie feierlich, durch welches sich der Banquier Beermann verpflichtet, seiner Schwester Millionen zu zahlen, Brillanten

und ein Landhaus zu übergeben, wenn sie nach der Trauung mit Eurer Majestät ihn dafür entschädigt, indem sie von Eurer Majestät ihren Bruder zum Hofbanquier ernennen läßt, so daß alle Geldgeschäfte des Königs durch seine Hand gehen. Es ist das Document, welches die Uneigennützigkeit der schönen Banquierstochter in das rechte Licht stellt.

Der König trat hastig zu dem Tische, entfaltete mit zitternden Händen das Papier und las es.

Wilhelminens Auge ruhte mit forschendem Ausdruck auf seinem Angesicht und sah die Wolken, welche über dasselbe hinzogen, und das zornige Runzeln seiner Stirn rief ein schnell wieder entschwindendes Lächeln des Triumphs auf ihre Lippen.

Sire, sagte sie, als der König zu Ende gelesen, hier ist noch ein anderes Papier, ich bitte, daß Sie auch dieses lesen.

Was enthält es? fragte der König mit grollendem Tone, und Wilhelmine mit ihrer süßesten Stimme flötete: Es ist ein Document, in welchem das Fräulein Sophie Beermann dem Banquier in Genf verspricht, daß, wenn sie durch seine Vermittelung die ausbedungenen sieben Millionen Francs erhalten hat, sie diesen Herrn zum Hof-

banquier Seiner Majestät des Königs von Preußen ernennen will, so daß alle seine Geldgeschäfte durch seine Hand gehen.

Der König entriß ihr das Papier mit zorniger Geberde und überflog es mit blitzendem Auge. Es ist wahr, murmelte er, es steht Alles so geschrieben. Es ist keine Täuschung, denn ich kenne ihre Handschrift. Sagen Sie mir noch das, Wilhelmine, wofür sind diese sieben Millionen Francs ausbedungen?

Sire, das ist der Sündenlohn, den die zukünftige Gemahlin meines Königs empfangen sollte, wenn es ihr gelungen wäre, das zu erreichen, was sie dem Herzog von Braunschweig gelobt und was dieser mit dem französischen General verabredet hatte.

Und was war das? fragte der König.

Sire, es war der Friede mit der französischen Republik, der Friede um jeden Preis. Diesen zu erringen, hat sich Mademoiselle Sophie Beermann anheischig gemacht, denn sie rechnete auf die leidenschaftliche Liebe, welche sie dem König von Preußen eingeflößt hat.

Aber bei Gott, sie hat sich verrechnet! rief der König mit donnernder Stimme, indem er die beiden Documente zu Boden schleuderte und

mit Füßen trat. Sie hat sich verrechnet, die Betrügerin, die herzlose Heuchlerin! Ach, was für ein erbärmliches Ding ist doch das Leben, und wie schlecht sind die Herzen der Menschen!

Der König, ganz überwältigt von seinen stürmischen Gefühlen, sank auf den Divan nieder und schlug ächzend die Hände vor sein Angesicht. Wilhelmine mochte es nicht wagen, ihn zu stören; sie kannte den König und wußte, daß sie seinem Zorn und Schmerz Zeit gönnen müsse, sich auszutoben. Leise und still ließ sie sich zu seinen Füßen niedergleiten und legte ihr Haupt auf seine Kniee und schaute mit tief bewegtem Antlitz zu dem Weinenden empor.

Tiefe Stille umgab die Beiden. Man hörte nichts als das Aechzen, das unterdrückte Schluchzen des Königs, der um seinen letzten Liebestraum weinte. Bald aber mischten sich unter diese Seufzer andere Seufzer, und eine zweite schluchzende Stimme ward hörbar.

Der König zuckte zusammen und ließ die Hände von seinem Angesicht niedergleiten. Was weinst Du, Wilhelmine, rief er zornig, was weinst Du mit Deinen Augen, da Du doch lachst in Deinem Herzen und Dich der Demüthigung freust, die ich erfahren habe!

Ich freue mich nicht, Friedrich Wilhelm! sagte sie sanft. Ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wenn Du diesen Schmerz nicht zu erdulden brauchtest! Es ist so jammervoll, an den Menschen irre zu werden; es ist so trostlos, eine Liebe begraben zu müssen! Oh, Friedrich Wilhelm, warum konnte ich Dir diesen Schmerz nicht ersparen! Ich leide mit Dir, denn ich liebe Dich, obwohl ich weiß, daß sich Deine Seele von mir gewendet hat und daß ich Dir nichts mehr bin! Du hast mich verstoßen und verbannt, weil diese Frau es wollte. Du hast mich verurtheilt zu ewiger Trennung, und ich habe es ertragen, und kein Vorwurf gegen Dich ist in meinem Herzen aufgetaucht. Aber ich durfte nicht dulden, daß Du unwürdigem Betruge zum Opfer fielest, und darum bin ich gekommen, denn ich habe die heilige Pflicht, den Vater meiner Kinder zu erretten. Nun habe ich diese Pflicht erfüllt, Du kennst nun das Weib, das Dich betrogen, in all' ihrer Gemeinheit und Häßlichkeit! Sei großmüthig gegen sie, Friedrich Wilhelm, und laß Deine Verachtung ihre einzige Strafe sein. Mein Werk ist nun vollendet, und da ich Dich gerettet weiß, will ich gehorsam und still mich Deinem Willen fügen und thun, was

Du befohlen hast. Lebe wohl, Friedrich Wilhelm, und mögen alle Engel des Himmels Dich umschweben!

Sie küßte seine Hand, die noch feucht war von seinen Thränen, erhob sich langsam von ihren Knieen und schwebte gesenkten Hauptes nach der Ausgangsthür.

Der König sprang auf, und sein Blick folgte ihr mit entsetztem Ausdruck. Wohin gehst Du, Wilhelmine? rief er hastig.

Sie wandte langsam das Haupt um und sah ihn mit thränenschwerem Blick an. Ich gehe nach Charlottenburg, sagte sie leise, ich gehe in die Verbannung.

Und sie streckte die Hand aus, um die Thür zu öffnen.

Aber der König stürzte zu ihr hin und riß ihre Hand von der Thürklinke fort. Du sollst nicht gehen! rief er hastig. Du sollst bei mir bleiben, Wilhelmine!

Und zornig in Liebe und Schmerz schlang er seine beiden Arme um ihre Gestalt und drückte sie fest an sich. Sie stieß einen Freudenschrei aus, preßte sich fest an sein Herz und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

Oh, Wilhelmine, sagte er tief bewegt, ich sehe

es wohl, Du allein liebst mich wahrhaft, und wenn die ganze Welt mich täuschte, Du allein bleibst mir treu. Ich habe Dich verlassen und verschmäht, und dennoch war mein Herz bei Dir, und wenn ich den Bitten der Verführerin Gehör gab und Dich verbannte, so geschah es nur in dem geheimen Bewußtsein, daß ich in tiefinnerster Seele doch Dir allein gehörte, und daß ein Hauch Deines Mundes das ganze Kartenhaus dieser neuen Liebe umstoßen würde. Ich fürchtete Deine Gewalt über mich, und darum wollte ich es vermeiden, Dich zu sehen. Wirst Du mir nun verzeihen können, Wilhelmine? Ist Deine Liebe groß und stark genug, Du mein geliebtes Kind, Du einzige und treue Freundin meiner Seele, ist sie stark genug, daß sie noch einmal verzeihen und vergessen kann?

Es ist Alles schon ausgeglichen, Alles verziehen und vergessen! sagte sie, selig lächelnd zu ihm aufschauend. Ich weiß nichts, als daß ich Dich liebe, Friedrich Wilhelm. Wie ich nun mein Haupt an Deine Brust lehne, da gedenke ich der Stunde, als wir in unseren jungen Jahren die Schwüre ewiger Liebe wechselten! Weißt Du's noch, Friedrich Wilhelm? Wir schnitten uns Beide in die Hand, um mit unserem Blute den

Liebesschwur zu besiegeln. Und wie das Blut hervorquoll, da küßte ich die Wunde und trank Dein Blut und Du thatest es auch so. Du hast mein Blut getrunken, wie ich das Deine, und unzertrennbar ist ein so geschlossener Bund. Denn Dein Blut fließt durch meine Adern, und das meine wird ewig in Deinem Herzen brennen. Siehe hier die Narbe auf meiner Hand, das schöne Denkmal jener Stunde.

Sie hob die Hand empor, die schöne weiße Hand, welche der König immer so geliebt hatte, und er faßte sie hastig und drückte sie an seine Lippen.

Habe ich Dich wieder, Du feenhaftes Wesen, Du Myrtenblüthe meiner Jugend, sagte er lächelnd, sei sanft und mild, Du geliebte Hand, lege Dich als Balsam auf mein Herz und kühle seine Wunden.

Und Wilhelmine streichelte ihm liebkosend sein glühendes Gesicht, und flüsterte holde und zärtliche Worte in das Ohr des Königs.

Er schlang sie fest in seine Arme und horchte auf diese Worte. Diese wenigstens, das wußte er, waren keine Täuschung, und wenn auch Alles, was ihn umgiebt, heuchelt und betrügt, und wenn auch Falschheit und Hinterlist auf allen Lippen

ist, der Geliebten seiner Jugend kann er vertrauen, an ihren Busen darf er in seligem Frieden sein Haupt lehnen, denn Wilhelmine ist keine Delila. Er sagte es ihr mit zitternden Lippen und bebender Stimme, und neigte sein Haupt und küßte ihre Stirn. Hast mich befreit, Liebling, befreit aus den Händen der bösen Delila, welche mich verrathen wollte. Wie soll ich Dir danken, wie Deiner Liebe und Deiner Treue lohnen?

Wie dankt man dem Hündchen, welches treu uns folgt auf allen Wegen, welches, wenn wir es von uns gestoßen, demüthig wieder herankriecht und den Fuß küßt, der es stieß? Wir danken ihm, indem wir es neben uns dulden. Und das, mein Friedrich, ist Alles, was ich von Dir erflehe. Dulde mich! Laß Dich von mir lieben! Aber es giebt doch noch etwas, womit Du mich belohnen kannst. Gieb mir Dein königliches Wort, daß Du nie daran denken willst, mich zu verstoßen und von Deinem Angesicht zu verbannen. Dein königliches Wort, daß Du auch niemals mir befehlen willst, wo ich leben soll, sondern daß ich immer meine persönliche Freiheit ungehindert behalten soll.

Der König lächelte. Ich gebe Dir mein kö-

nigliches Wort darauf, Wilhelmine. Sollst immer die Freiheit Deiner Person gewahrt wissen und weder nach Charlottenburg, noch sonst irgendwohin verbannt werden. Ach, Wilhelmine, wenn ich Dich anschaue, überkommt mich eine tiefe Wehmuth, und ich schäme mich meines schwachen Herzens, das nun zum Spielzeug geworden in den Händen einer Betrügerin.

Denke nicht mehr an sie, Friedrich.

Ich werde nur noch an sie denken, um mich zu rächen! rief der König grollend.

Wilhelmine streichelte lächelnd und schmeichelnd seine glühenden Wangen. Nein, sagte sie, das wäre meines königlichen Herrn nicht würdig. Es hieße auch zu viel Werth auf diese Delila legen. Glaube mir, es ist für sie der Strafe genug, daß sie den Simson nicht bezwungen hat, und sie wird daran kranken ihr ganzes Leben lang. Man straft mit schweigender Verachtung viel besser, als mit zürnender Rache. Sprich nie wieder mit ihr!, übersieh' ihre Existenz. Oder noch besser ist's, Du ladest sie mit ihrem Bruder zu den Festen ein, welche Du giebst, und sprichst mit ihr, wie mit allen Deinen anderen Gästen. Glaube mir, Friedrich, das ist die härteste Strafe, die Du ihr auferlegen kannst.

Aber ich werde sie nicht ausüben können, grollte der König. Mein Herz würde erglühen in Zorn, wenn ich die Verrätherin sehe.

Dann also liebst Du sie noch! rief Wilhelmine schmerzlich. Liebst sie noch, obwohl Du weißt, wie schmählich sie Dich betrogen hat.

Nein, rief der König, ich verabscheue sie! Und es ist mir fürchterlich zu denken, daß ich sie nicht strafen soll für ihr Verbrechen.

Mein theurer Freund, schmeichelte Wilhelmine, thue so, wie ich Dir gesagt habe, und die Verbrecherin wird ihre Strafe empfangen. Man tödtet mit Nadelstichen viel sicherer, als mit einem Pistolenschuß. Und will man durchaus schießen, so ist es nicht nöthig, daß man die Pistolen mit Pulver und mit Kugeln lade, man kann auch mit kaltem Wasser tödten. Und mit kaltem Wasser und mit kaltem Blute wollen wir Deine Delila tödten!

Wohlan, es sei! sagte der König. Nur sollst Du mir Zweierlei versprechen. Zum Ersten, daß Du hier in Frankfurt bleibst, so lange ich hier bin. Zum Zweiten, daß Du irgend eine Gnade, die Erfüllung irgend eines Wunsches von mir erbittest!

Was Nummer Eins anbetrifft, rief sie, so

versprche ich es mit Freuden. Das Hündchen bleibt bei seinem Herrn, so lange bis er es gehen heißt. Und was die Gnade anbetrifft, die ich mir erbitten soll, so habe ich diesmal gleich zwei Wünsche bereit.

Sie sind schon im Voraus gewährt, sagte der König. Nenne sie also.

Meine erste Bitte ist diese: daß Du gleich morgen früh dem reichen Herrn Beermann ein Document ausfertigen läßt, in welchem Du ihn zu Deinem Hofbanquier ernennst, so daß alle Geldgeschäfte Seiner Majestät des Königs von Preußen durch seine Hände gehen.

Wie? rief der König auffahrend. Ich sollte dem Bruder dieser abscheulichen Person noch solche Auszeichnung gewähren?

Es ist ein Nadelstich für seine Schwester, lächelte Wilhelmine. Der Bruder ist nicht mit ihr im Bunde, und ihm verdanken wir dies Document, welches meinem König die eigennützigen Absichten der schönen Sophie verrieth. Eure Majestät haben mir die Gnade zugesagt, und ich bitte um deren Erfüllung.

Sie ist erfüllt, sagte der König seufzend. Nenne mir Deinen zweiten Wunsch.

Mein zweiter Wunsch ist dieser, fuhr Wil-

helmine fort. Eure Majestät befehlen, daß alle Unterhandlungen mit den Generälen der sogenannten französischen Republik sofort und für immer abgebrochen werden. Eure Majestät geben Ordre, daß der Krieg gegen Frankreich, sobald der Frühling beginnt, nicht blos zum Schein, sondern mit aller Energie wieder aufgenommen werde.

Dies kann ich Dir gern und freudig versprechen, sagte der König, denn dieser Wunsch entspricht nur meinem eigenen Wollen und Wünschen. Ich wundere mich nur, wie meine theure Freundin dazu kommt, sich plötzlich mit der langweiligen Politik zu befassen.

Ein zweiter Nadelstich für die schöne Sophie, lächelte Wilhelmine. Sie ist ja eine eifrige Politikerin und sollte von dem Genfer Banquier sieben Millionen empfangen, wenn sie den Frieden mit Frankreich bei Eurer Majestät vermittelte. Oh, ich denke der schönen Dame im Laufe des kommenden Tages noch so viele Nadelstiche beizubringen, daß ihre ganze Seele davon wund wird, und sie sich nach dem Dolchstoß sehne, der ihren Leiden ein Ende macht. Du giebst mir doch die Erlaubniß dazu, Friedrich Wilhelm?

Ich gebe sie Dir. Und dies, glaube ich, ist

die beste Belohnung, die ich Dir geben kann für Deine Liebe und Treue.

Wilhelmine lachte und nickte. Hast recht, mein Geliebter. Der morgende Tag wird für mich ein Freudentag sein, und war doch dazu bestimmt, mir das Theuerste, was ich besitze, auf ewig zu entreißen.

Sprich nicht mehr davon, sagte der König verdüstert. Wenn ich daran denke, daß ich wirklich die Thorheit begehen wollte, morgen die Trauung mit dieser intriguanten Person vorzunehmen, so erfaßt der Zorn wieder mein Herz, und ich schäme mich über mich selber. Ich muß fort, Wilhelmine, denn es ist die höchste Zeit, die nöthigen Befehle zu ertheilen und die getroffenen Anordnungen abzubestellen.

Weshalb abbestellen? fragte Wilhelmine lachend. Lassen Sie doch Alles so wie es ist, Majestät. Möge doch die schöne Sophie in ihrem Brautschmuck Sie erwarten. Das wird wiederum ein schöner Nadelstich sein. Und nun, Majestät, erbitte ich mir noch eine Gnade. Wollen Sie mir die Arrangements für den morgenden Tag überlassen?

Durchaus und unbedingt, sagte der König.

Denn ich sehe wohl, kein Hofmarschall könnte das Fest der Rache schöner arrangiren, als der kluge Kopf und die geschickten Hände meiner theuren Wilhelmine.

6.

Der Tag der Rache.

Das Ballfest im Hause des Banquiers hatte indeß während der Abwesenheit des Königs seinen ruhigen Fortgang genommen. Anfangs wohl hatte die schöne Sophie sich ein wenig beunruhigt gefühlt von der Abwesenheit des Königs. Aber als Prinz Louis Ferdinand kam und ihr die Grüße und Entschuldigungen ihres königlichen Liebhabers brachte, als er sie im Namen Seiner Majestät bat, das heitere Fest nicht zu unterbrechen, selbst wenn der König, durch plötzliche Geschäfte verhindert, nicht zurückkehren könnte, da fühlte Sophie sich vollkommen wieder beruhigt. Die Musici schmetterten ihre frohen Klänge in den Ballsaal nieder, in welchem die

juwelengeschmückten, blumenbekränzten Frauen im Arme ihrer Tänzer auf und nieder rauschten. Zufriedenheit und Frohsinn strahlte von allen Gesichtern, und ein glänzender Hof vornehmer, ordenbesternter Cavaliere umgab die Königin des Festes, die schöne Sophie, welche morgen schon, wie Alle wußten, die angetrauete Gemahlin des Königs von Preußen werden wird. Das stolze Bewußtsein dieses Triumphes strahlte von ihrer hohen, klaren Stirn, über welcher das Diadem von Diamanten blitzte.

Ihr Bruder stand in der Fensternische und schaute zu ihr hin, wie sie eben im Arme des Fürsten Solms an ihm vorüber tanzte, und das Funkeln der Brillanten traf sein Auge.

Sie wird sie nicht mehr lange tragen, sagte er mit einem boshaften Lächeln. Ich werde ein würdigeres Haupt dafür finden. Es ist lustig, zu denken, wie uneigennützig meine liebe Schwester ist und wie köstlich sie dafür belohnt werden wird. Ich möchte dieses Fest heute nicht entbehren, und wenn es mit doppelt so viel kostete, als es mich wirklich kostet.

Es mochte freilich dem Banquier sehr viel kosten dieses Fest, denn es war mit königlicher Pracht ausgestattet, und der stolze Geldfürst hatte

nichts gespart, um den König würdig zu empfangen. Seit Wochen war man mit den Arrangements zu diesem Feste beschäftigt gewesen, und eigene Couriere waren nach allen Enden Europas abgesandt worden, um die Leckerbissen für die Tafel herbeizuholen. Ein Courier nach Thun, wo es die fettesten Forellen gab, ein anderer nach Petersburg, um den Fisch zu holen, von welchem der König dem Banquier erzählt, daß er ihn erst einmal im Leben genossen, und daß die Kaiserin Katharina ihm den seltenen Fisch durch einen eigenen Courier nach Berlin gesandt. Aus Spanien hatte ein dritter Courier die schönen Muscateller Weintrauben geholt, und von Nizza waren Erdbeeren und Kirschen herbeigeschafft worden. Das Alles sollte nun die königliche Tafel schmücken, an welcher nur wenig Auserlesene Platz nehmen sollten. Aber auch an all' den anderen Tafeln, die in dem großen Eßsaal aufgeschlagen waren, sollten die Gäste des Banquiers dieselbe kostbare Bewirthung empfangen.

Ganz Frankfurt soll von der Pracht dieses Festes erzählen, und morgen an der Börse wird man nicht von Coupons und Papieren sprechen, sondern nur von den Gerichten und den Weinen,

die es gestern auf dem Feste des reichsten Banquiers von Frankfurt gab.

Die Tafeln waren gedeckt, die Ballmusik war verstummt, und man wartete jetzt nur noch auf die Ankunft des Königs, um sich in die Eßsäle zu begeben. In einzelnen Gruppen standen die Gäste umher. Das laute Schwirren lachender Stimmen und fröhlichen Geplauders verstummte allmälig, und ein Flüstern und Zischeln ging durch den Saal, und die Augen der Gäste richteten sich auf die schöne Sophie mit seltsamem, neugierigem Ausdruck.

Sie stand in der Mitte des großen, strahlenden Ballsaals unter dem funkelnden Kronleuchter in lebhaftem Gespräch mit einigen Fürsten und Grafen, die bis jetzt zu ihren eifrigsten Anbetern gehört hatten. Ihre Brillanten glitzerten noch immer, und das Lächeln ihrer Lippen war unverändert, aber eine unaussprechliche Angst erfüllte doch ihr Herz, und jeder der auf sie gerichteten Blicke bohrte sich in ihr Angesicht und that ihr wehe, und das Flüstern und Zischeln erschreckte ihre Seele mehr, als es das Donnern der Kanonen würde gethan haben.

Sie fühlte, daß man sie beobachte, und sie würde deshalb gelächelt haben, wenn sie auch

gewußt hätte, daß der Tod in diesem Augenblick hinter ihr stände.

Ein königlicher Kammerherr trat jetzt in den Saal und näherte sich ihr ehrerbietig. Selbst das leiseste Flüstern verstummte, und mit athemloser Spannung waren alle Blicke auf die Gruppe in der Mitte des Saales gerichtet.

Der Kammerherr verneigte sich so tief, wie er es nur vor einer wirklichen Königin gekonnt hätte, und sofort war das Lächeln der schönen Sophie strahlender und heller als vorher. Sie kennt das Schmeicheln des Hofgesindes, sie weiß, daß ihr Lächeln und ihre Höflichkeit der Thermometer ist, nach welchem man die Gunst der Könige berechnen kann. Gnädiges Fräulein, sagte der Kammerherr laut genug, um von allen Nächststehenden verstanden zu werden, Seine Majestät der König bittet um Entschuldigung, daß er dem Ballfest nicht länger beiwohnen kann. Es sind Couriere gekommen mit wichtigen Nachrichten aus Frankreich, und der König muß daher um der Regierungsgeschäfte willen der Freude entsagen, an Ihrer Seite zu sein. Das sind die eigenen Worte Seiner Majestät. Und er wünscht, daß das Fest, auch wenn er nicht da ist, seinen ungestörten Fortgang nehme.

Wie Balsam erquickte jedes dieser süßen, schmeichelnden Worte das Herz der stolzen, ehrgeizigen Schönheit, und das Lächeln thronte wieder in aller Herrlichkeit auf ihrem schönen Angesicht.

Das Flüstern im Saale rauschte wieder auf zu höheren Accorden der Unterhaltung. Der Prinz von Solms reichte der Königin des Balles den Arm und führte sie zu der großen Estrade im Speisesaal, auf welcher die königliche Tafel sich befand und die nur für Seine Majestät, seine zukünftige Gemahlin und einige auserwählte Prinzen bestimmt war. Jetzt nahm der Prinz von Solms den Platz des Königs ein, und er flüsterte in Sophiens Ohr die leidenschaftlichsten Betheuerungen seiner Liebe und schwur ihr, daß er vom morgenden Tage ab der unglücklichste der Menschen sein würde.

Sie hörte ihm lächelnd zu und schaute von ihrer Estrade mit stolzem Blick hernieder auf die langen Tafeln, an denen in bunter, glänzender Reihe die Gäste saßen, und fühlte sich als Königin stolz und sicher in ihrem Herzen.

Daß die Minister des Königs, daß auch die königlichen Prinzen sich entfernt hatten, fiel Niemandem auf; denn da wichtige Nachrichten

gekommen waren, mochten wohl Berathungen im Cabinet des Königs stattfinden.

Allmälig hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Nachrichten aus Frankreich die Hinrichtung des Königs gemeldet hätten. Ein Schauer des Entsetzens ging nun durch die ganze Gesellschaft, die Unterhaltung verstummte, und selbst die herrlichen Speisen, welche dem Banquier so viele Tausende gekostet, wollten nun den Gästen kaum noch munden.

Früher als es sonst geschehen sein würde, hob Sophie die Tafel auf und stieg am Arm des Prinzen von Solms die Estrade hernieder, um in den großen Saal zurückzukehren und dort die Abschiedscour der Gäste zu empfangen.

Eine Stunde später waren die glänzenden, strahlenden Säle dunkel und öde. Die Kerzen waren verlöscht, die Musik verstummt, die Carrossen hatten die Gäste von dannen getragen, und ödes Schweigen herrschte jetzt in den blumenduftenden Räumen.

Der Banquier hatte, ohne wie sonst von seiner Schwester Abschied zu nehmen, sich in seine Gemächer begeben. Auch Sophie hatte sich in die ihrigen zurückgezogen. Ihre Kammerfrau war aus dem Toilettenzimmer herbeigekommen, um

ihrer Herrin den reichen Schmuck abzunehmen und statt der kostbaren Gewänder ihr die leichte Nachttoilette anzulegen.

Aber Sophie hatte ihr mit einer ungeduldigen Handbewegung befohlen, sich zur Ruhe zu begeben, sie werde sich selbst entkleiden und wünsche allein zu sein.

Nun war sie allein, und mit heftigen Schritten ging sie durch die beiden Gemächer auf und ab. Die rasche Bewegung machte die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern, die in beiden Zimmern auf den marmornen Tischen brannten, hin und her wehen. Und dann blitzten die Brillanten an Sophiens Halse höher auf, und es zog wie ein Leuchten hinter ihr her, als sie in dem funkelnden, weißen Atlasgewande durch die stillen Gemächer rauschte.

Aber von dem Lächeln, das sie bis zum letzten Moment ihren Gästen gegenüber bewahrt hatte, war jetzt keine Spur mehr auf dem schönen Angesichte zu erblicken. Eine unbestimmte Angst zog wie ein graues Gespenst durch ihre Seele, und sie schauerte in sich zusammen, zitternd, wie die Taube zittert, wenn der Geier hoch über ihr in der Luft schwebt.

Der Geier des Unglücks! Sie fühlt, daß er

ihr nahe ist, daß er seine Fänge bereit hält, um sie zu zerfleischen. Und dennoch sieht sie ihn nicht, und nichts kündet ihr seine Nähe, außer die Angst ihres eigenen Gewissens.

Stundenlang wandelte sie so rastlos auf und ab, in ihrem Herzen jedes Wort überlegend, welches der König heute mit ihr gesprochen, in ihren Gedanken jede seiner Mienen prüfend, bis sie endlich zu dem Resultat gekommen war, daß nichts an ihm verändert gewesen, und daß ihre Furcht eine thörichte sei. Da lächelte sie wieder und schalt sich eine Thörin, und konnte dennoch die Angst aus ihrem Herzen nicht bannen. Sie nahm das Brillantendiadem aus ihrem Haar und legte es mit dem Collier und dem Bracelet in das große Etui, auf dessen Deckel der Name ihrer Mutter eingepreßt war.

Meine Nachkommen werden einen glänzenderen Namen auf diesem Deckel finden, flüsterte sie mit stolzer Miene, als sie die goldenen Buchstaben betrachtete. Das Comödienspiel geht morgen zu Ende, und ich werde mich nicht damit begnügen, Sophie Beermann zu bleiben. Es wird mir schon gelingen, den König dahin zu führen, daß er mir den Titel einer Fürstin aufdrängt, und ich werde es ihm als Gnade erzeigen, den

Titel anzunehmen. Ja, Frau Eleonore Beermann, fuhr sie fort, indem sie mit ihren weißen Fingern über den Namen ihrer Mutter hinfuhr, Deine Enkelkinder werden eine Fürstenkrone und ein Wappen mit offenem Visir auf diesen Deckel prägen, und Du wirst die Ehre haben, die Stammmutter eines königlichen Geschlechtes zu sein!

Sie zog den Schlüssel aus dem kostbaren Etui, welches so viele Herrlichkeiten barg, und trug den Kasten selber in ihr Schlafgemach. Ganz nahe an ihrem Bett auf der Console muß er stehen, denn solche Schätze kann man nicht sicher genug bewahren.

Als sie dann niedersank auf ihr Lager, fiel ein letzter Blick auf das Etui, dessen goldene Inschrift der Schein der Ampel beleuchtete, die von der Decke niederhing.

Ich werde morgen die Gemahlin eines Königs sein, murmelte Sophie, und das triumphirende Lächeln stand noch auf ihren Lippen, als sie schon eingeschlafen war. Sie hatte nach so viel Aufregungen des Tages einen langen, erquicklichen Schlaf und erwachte erst, als das ersehnte „Morgen" zum Heute geworden und die Kammerfrau mit feierlicher Miene in das Schlafgemach ihrer Herrin eintrat, um sie zu wecken. Denn um

zehn Uhr sollte ja in dem Wohnzimmer der schönen Sophie die Trauung mit dem König stattfinden.

Seit der Frühe des Morgens waren die Decorateure und Tapezierer beschäftigt, dieses Wohnzimmer in eine Capelle umzuwandeln. Und jetzt waren alle diese Vorbereitungen schon beendet, ein Altar, von Blumen und Atlas und Spitzen zusammengestellt, stand in der Mitte des weiten Raumes, und auf den Sesseln, welche demselben gegenüber sich befanden, sollte das königliche Brautpaar seine Plätze einnehmen. Nur der Bruder der Braut, der Minister Schulenburg, der Prinz Solms und der General von Bischofswerder sollten die Zeugen dieser Trauung sein. Und diese Herren waren, wie die Kammerfrau meldete, während sie die Toilette ihrer Herrin besorgte, schon in dem Empfangssaal versammelt und harrten nur noch des Königs und seiner Braut.

Die Trauung sollte eine geheime sein, aber ganz Frankfurt wußte doch davon, und der Dienerschaft war erlaubt worden, die Braut in ihrem bräutlichen Schmucke zu sehen. Der Myrtenkranz nahm sich in dem blonden Haar fast eben so schön aus, wie das gestrige Brillanten-

diadem. Aber es war doch nur der Schmuck des Augenblicks, und man trägt ihn nur Einmal im Leben! Die Brillanten behalten ihren dauernden Werth!

Das dachte Sophie, als sie vor dem großen Spiegel stand und ihre vollendete Toilette betrachtete und den Myrtenkranz ein wenig tiefer in die Stirn drückte. Ihr Blick schweifte hin nach der Console, auf welche sie gestern den Schmuckkasten gestellt hatte, dann zuckte sie zusammen und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen.

Wo ist mein Schmuckkasten, Mademoiselle Zephyrine? Wer hat sich erlaubt, ihn dort von der Console zu nehmen?

Mademoiselle verneigte sich ehrerbietig. Ich bitte um Vergebung, Gnädigste. Der Herr Beermann hatte mir gestern Abend befohlen, heute in aller Frühe, ehe die Gnädigste erwacht wäre, den Kasten zu holen und ihm zu bringen; der Herr Bruder wollen noch etwas hineinlegen. Es soll eine Ueberraschung sein für Madame. Ich bitte mich nicht zu verrathen, daß ich es gesagt habe.

Eine Ueberraschung? murmelte Sophie; der Schmuck ist so vollständig, daß mein Bruder ein

rechter Verschwender wäre, wenn er ihn noch vergrößerte.

Mademoiselle Zephyrine lächelte. Nichts ist verschwendet, was dazu bestimmt ist, die Gnädigste zu schmücken. Madame ist nun fertig, soll ich den Herrn Bruder davon benachrichtigen?

Madame schüttelte stolz den Kopf. Ist nicht nöthig, Mademoiselle, das ganze Ceremoniell ist bestimmt worden, und ich begebe mich sogleich zu den Herren in den Saal.

Auf dem Corridor, der von den Gemächern der schönen Sophie nach dem Empfangzimmer führte, war die ganze Dienerschaft aufgestellt, und Alle neigten sich bis zur Erde, da jetzt die schöne Braut in dem einfachen weißen Spitzenkleide, mit dem Myrtenkranz im Haar, hinabschritt, grüßend wie eine Königin, stolz wie eine Juno.

Zwei Lakaien standen vor dem Empfangsaal bereit und rissen die weiten Flügelthüren auf. Und wie Sophie nun in den Saal trat, eilte der Prinz von Solms und ihr Bruder ihr entgegen, und sie verneigten sich demüthig, wie vor einer wirklichen Königin.

Es fehlte Niemand mehr. Niemand außer dem Priester und dem König. Aber Pünkt-

lichkeit ist die Höflichkeit der Könige, und da die Uhr vom hohen Dom eben die zehnte Stunde anschlägt, so kann man jeden Augenblick die Equipage des Königs erwarten. Der Priester, welcher die Trauung vollziehen soll, wird in dessen Gefolge sein. Das verkündete Bischofswerder der schönen Sophie, indem er sich ehrfurchtsvoll ihr nahte und mit begeistertem Wort ihre Schönheit pries.

Der Prinz von Solms sagte nichts, aber er seufzte, und dieses Seufzen war für Sophie beredter, als alle Worte es hätten sein können.

Als Bischofswerder dann mit geschäftiger Beflissenheit sich von ihr wandte, um mit dem Banquier noch einige Arrangements wegen des Trauungs-Ceremoniells zu besprechen, rief ein Wink ihrer Augen den seufzenden Fürsten näher zu ihr.

Warum machen Sie ein so trauriges Gesicht, mon prince?

Sie fragen noch, Grausame? Haben Sie jemals gehört, daß ein Verurtheilter in der Stunde seiner Hinrichtung heiter ist?

Doch, wenn er weiß, daß er an der Hinrichtung nicht stirbt, eben so wenig wie man an Opium stirbt, obwohl es Einem anscheinend den

Tod bringt. Der Schmerz ist oft nur der Uebergang zur Genesung, und Männerherzen haben eine wunderbare Heilkraft in sich.

Ich fürchte, daß mein Herz dieselbe nicht besitzt.

Sie wollen sagen, daß diese Heilkraft zu sehr abgenutzt ist? lächelte Sophie. Aber fürchten Sie nichts, es giebt immer noch Balsam für alle Wunden.

Nicht für die meine, seufzte der Fürst, oder vielmehr, es giebt einen Balsam für die Wunde meines Herzens, aber ich darf ihn nicht benutzen, und das ist das Qualvollste an meinem Leid.

Warum nicht? fragte sie, und ihre großen Augen ruhten mit ihrem leuchtenden Glanz auf seinem Angesicht, so daß er sich geblendet davon fühlte, wie von Sonnenstrahlen. Er neigte sich dichter an ihr Ohr.

Sie fragen, warum nicht, Zauberin? Weil ich nicht zum Hochverräther werden darf und kann an dem Souverain, den Sie durch das Geschenk Ihrer Liebe zum König der Welten erhoben haben.

Sie zuckte die Achseln und lächelte. Sie sind schon jetzt ein Hochverräther, Fürst, daß Sie es wagen, in der Stunde meiner Trauung so zu

mir zu sprechen. Aber man verzeiht ja dem Fieberkranken, was er in der Stunde des Deliriums spricht, und deshalb, Prinz, verzeihe ich Ihnen.

Ihr Bruder näherte sich ihr, und ein spottender Ausdruck war in seinen Mienen. Ich fange an mich zu beunruhigen, Schwester. Findest Du es nicht seltsam, daß der König noch immer auf sich warten läßt?

Sophie warf stolz ihr Haupt zurück und schleuderte einen zornigen Blick auf ihren Bruder. Weshalb seltsam, mon frère? Seine Majestät werden noch wichtige Geschäfte gehabt haben. Ich wüßte nicht, weshalb ich mich beunruhigen sollte.

Sie sagte das mit vollkommen fester Stimme. Aber es zog doch wie eine Wolke über ihr Antlitz hin, und ihre Wangen erbleichten ein wenig, als sie den Blick hinüberwandte zu dem General Bischofswerder und seine verlegene und bestürzte Miene sah.

General, meinen Sie nicht auch, daß wir uns nicht zu beunruhigen brauchen, und daß es nur Geschäfte, nicht Leiden sind, welche das Kommen des Königs verzögern?

Seine Majestät sind, Gott sei Dank, voll-

kommen wohl, erwiderte Bischofswerder. Ich hielt heute Morgen Nachfrage im Palais des Königs. Aber Seine Majestät schliefen noch und konnten mich nicht annehmen.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Dann hörte man durch die Stille das Traben von Pferden und das donnernde Heranrollen einer Equipage.

Ah, da ist der König! rief Sophie freudig. Und in der Erregung die Etiquette ein wenig bei Seite setzend, eilte sie selbst an das Fenster, zu welchem die Herren ihr folgten.

In diesem Moment, und gerade wie die Gestalt der schönen Sophie in ihrem Brautanzug am Fenster sichtbar ward, hielt die Equipage vor dem Hause an.

Die Equipage des Königs. Ein offener Kaleschwagen, und in demselben saß der König, aber nicht allein. Eine Dame saß neben ihm, und der König, statt auszusteigen, rief nur dem Lakaien, welcher vom Bock gesprungen war, einige Worte zu und setzte dann seine lebhafte Unterhaltung mit der Dame fort, während der Lakai in das Haus eintrat.

Wer ist diese Dame, wer ist sie? murmelte Sophie mit erblassenden Lippen. Sagen Sie

mir, General Bischofswerder, kennen Sie diese Dame? Ist eine von den Verwandten des Königs zum Besuch gekommen?

Bischofswerder starrte mit weitgeöffneten Augen hinunter. Ich kenne sie nicht. Ich weiß nicht, daß irgend Jemand von der königlichen Familie gekommen ist. Ah! jetzt schlägt sie den Schleier zurück. Lassen Sie uns sehen.

Ja, sie schlug den Schleier zurück, wandte ihr Haupt nach dem Hause hin und blickte hinauf, und dann, als sie da am Fenster die Braut in dem Myrtenkranz und an ihrer Seite Bischofswerder erblickte, da tönte von ihren Lippen ein helles, fröhliches Lachen, das hinaufdrang an Sophiens Ohr und ihr Herz wie ein Dolchstoß traf. Aber im selben Moment tönte von Bischofswerder's Lippen ein Schrei der Ueberraschung.

Die Rietz! rief er entsetzt. Es ist Wilhelmine Rietz!

Eben kehrte der Lakai aus dem Hause zurück, schwang sich auf den Bock, und die königliche Equipage rollte von dannen.

Sophie trat bleich und sprachlos von dem Fenster zurück. Die Herren umstanden sie in peinlicher Verlegenheit, und selbst der Fürst von Solms wußte in diesem Moment ihr kein Wort

zu sagen. Da ward die Thür geöffnet, und der Buchhalter des Banquiers erschien mit schüchternem Angesicht auf der Schwelle.

Vergebung, daß ich einzutreten wage. Aber ich habe ein Handschreiben Seiner Majestät des Königs zu übergeben.

Er reichte das große versiegelte Papier, das sehr wenig einem Liebesbriefe glich, dem Banquier dar und verschwand.

Gieb her, mein Bruder! rief Sophie gebieterisch. Das Schreiben ist natürlich an mich gerichtet und wird uns Aufklärung geben über dies seltsame Ereigniß.

Sie streckte die Hand aus, um das Papier zu empfangen. Aber ihr Bruder hielt es zurück.

Verzeihung, Schwester, der Brief ist an mich adressirt, und wenn Du erlaubst, öffne ich ihn.

Wie langsam und bedächtig, mit wie ruhigen Händen er das Siegel brach, das Papier aus dem Couvert hervorzog und entfaltete, während Sophiens Herz bis zum Zerspringen klopfte und die Blicke der Herren in athemloser Spannung auf den Banquier geheftet waren, der jetzt den Inhalt des großen Schreibens mit ruhigem Blick überflog.

Der König erzeigt mir eine große Gnade, sagte er dann, und dasselbe spöttische Lächeln, welches Sophie heute schon einmal erschreckt hatte, umzitterte wieder die schmalen Lippen ihres Bruders. Der König ernennt mich zu seinem Hofbanquier, so daß alle Geldgeschäfte Seiner Majestät durch meine Hände gehen. Zugleich haben Seine Majestät die große Gnade, mich in den Adelstand zu erheben und mir das Recht zu ertheilen, mich fortan Beermann von Hohenstraß zu nennen.

Das ist eine Gnade, rief der Fürst von Solms, für welche Sie zunächst Ihrer schönen Schwester zu danken haben! Man sieht es wohl, welch eine Macht sie selbst über das Herz des Königs ausübt. Und es ist ein Beweis hohen Zartsinnes, daß Seine Majestät erst den Bruder in den Adelstand erhebt, bevor die Vermählung mit der Schwester abgeschlossen wird.

Niemand antwortete auf diese enthusiastische Lobeserhebung des Fürsten. Sophiens Antlitz war farblos geworden, und das Lächeln, welches sonst immer so siegesgewiß auf ihren purpurnen Lippen gethront hatte, war jetzt gewichen vor dem Zucken der Angst und Erregung.

General, flüsterte sie, ihre eiskalte Hand auf den Arm Bischofswerder's legend, General, Sie

haben sich wirklich nicht getäuscht, es war wirklich diese abscheuliche Person, diese Wilhelmine Rietz?

Nein, murmelte Bischofswerder, ich habe mich nicht getäuscht, sie war es. Und ich kenne ihr Antlitz, und habe in ihren Augen eine triumphirende Schadenfreude gelesen. Ich fürchte —

Ich fürchte nichts! unterbrach ihn Sophie stolz. Der König hat mir sein feierliches Wort gegeben, er ist mit allen Banden der Liebe und der Ehre an mich gefesselt. Und daß er meinem Bruder soeben diese Auszeichnung verliehen, ist ein neuer Beweis seiner Gnade und Güte für mich. Der König wird diese lästige Person, die sich abermals wider seinen Willen ihm aufgedrungen hat, erst wieder entfernen, um dann mit freier Hand und freiem Herzen zu mir zu kommen. Ich verstehe jetzt das Benehmen des Königs vollkommen. Er fuhr im offenen Wagen bei uns vor, um mir das Hinderniß zu zeigen, welches ihn für den Augenblick zurückhielt. Aber die Ernennung meines Bruders war eine Liebesbotschaft, welche an mich gerichtet war. Sie werden sehen, meine Herren, die Equipage des Königs wird sehr bald wieder vor unserer Thüre halten, und dann wird sich der König allein darin befinden oder der Priester wird in seinem Gefolge sein.

Keiner von den Herren widerstritt ihren Worten, und der Fürst von Solms versuchte es sogar, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen und in überschwenglichen, leise geflüsterten Worten ihr seine Bewunderung, seine Anbetung zu betheuern.

Aber Sophie achtete wenig auf ihn. Sie hatte immer das Haupt dem Fenster zugewandt, und zuweilen flog ein ängstlicher Blick nach ihrem Bruder hinüber, der mit dem General Bischofswerder sich leise unterhielt.

Wieder hörte man jetzt durch die Stille der vornehmen und einsamen Straße das Heranrollen eines Wagens.

Das ist er, es ist der König!

Sie vermochte nicht ihre Neugierde zu bezwingen und stürzte an das Fenster, und sah jetzt die vier Rappen mit dem Gehänge von rothen Schleifen am stolzen Halse und dem blitzenden Silbergeschirr, und sah den offenen Kaleschwagen, und sah den König, der darin saß, aber nicht allein. Wilhelmine Rietz saß immer noch an seiner Seite, das Antlitz nicht mehr verschleiert. Und der König sah gar nicht nach dem Hause hin, sondern sprach lebhaft mit seiner Freundin, während der Wagen vorüberrollte.

Ja, er rollte vorüber. Und Sophie Beer=

mann that, was die schönen Frauen immer in kritischer und unentwirrbarer Lage zu thun pflegen — sie stieß einen Schrei aus und fiel dem Fürsten von Solms ohnmächtig in die Arme. —

Als sie wieder erwachte, befand sie sich allein in ihrem Schlafzimmer, ausgestreckt auf den seidenen Kissen ihres Lagers, auf welchen sie diese Nacht von einer so stolzen Zukunft geträumt hatte. Es war eine wirkliche und eine tiefe Ohnmacht gewesen, welche ihr die Sinne umfangen gehabt. Sie hatte nicht gemerkt, daß man sie in ihr Schlafzimmer getragen, und es ward ihr jetzt auch noch schwer, sich zu besinnen auf das Geschehene. Als sie es that, zuckte sie zusammen, und ihre Hand fuhr empor nach ihrer Stirn.

Der Myrtenkranz war noch da. Man hatte nicht gewagt, denselben von ihrem Haupte abzulösen. Es war also immer noch keine entscheidende Botschaft von dem König gekommen. Es ist also immer noch Hoffnung. Der König wird Dir Alles erklären, der König wird sich entschuldigen.

Sie sagte das sich selber, doch sie glaubte nicht daran. Ein dumpfer Zorn tobte in ihr und trieb Thränen in ihre Augen. Aber sie hielt

sie mit Gewalt zurück. Es ist jetzt nicht Zeit zu weinen, und wenn der König kommt, soll er ihre Augen nicht geröthet finden.

Sie sprang von dem Bett empor und drückte an der Klingel, die auf dem Nachttisch stand. Sofort öffnete sich die Thür des Toilettenzimmers und Mademoiselle Zephyrine trat ein, nicht mit dem heitern, frohen Gesicht, das sie sonst immer zeigte, sondern mit schüchterner Miene und niedergeschlagenen Augen.

Sie will mich nicht ansehen, dachte Sophie zornig. Sie fürchtet, daß ihre Augen mir ihre innere Schadenfreude verrathen. Und Sophie zwang sich ruhig zu erscheinen und fragte mit fester Stimme: Sind die Herren noch im Salon? Ist der König gekommen?

Nein, Madame. Die anderen Herren haben sich entfernt und Seine Majestät sind noch nicht gekommen.

Auch keine Botschaft von ihm?

Nein, Madame, auch keine Botschaft.

Was haben Sie da in der Hand, Mademoiselle?

Gnädigste, der Herr Bruder übergab mir dies versiegelte Packet, mit dem Befehl, es Eurer Gnaden zu überreichen.

Sophie griff hastig danach. Gehen Sie in das Toilettenzimmer, Mademoiselle, ich werde Sie rufen, wenn ich Ihrer bedarf!

Sie war kaum hinausgegangen, als Sophie mit zitternden Händen das Papier auseinanderriß, welches das große Packet umhüllte. Dann leuchtete ein Freudenstrahl über ihr blasses Antlitz hin.

Ah! der Schmuckkasten meiner Mutter mit den Familienbrillanten. Es ist ein gutes Zeichen, daß der Bruder ihn mir sendet. Sehen wir, was für ein Kleinod er hinzugefügt hat.

Sie nahm den Schlüssel, der an der Seite in der goldenen Kapsel steckte, und schlug den Deckel zurück. Aber dann stieß sie einen Schrei aus und starrte mit entsetzten Blicken auf den Kasten hin.

Er war leer. Die Brillanten und Rubinen und Perlen waren verschwunden, und die Oeffnungen in dem blauen Sammet, in welchen sonst die Spangen eingeschoben gewesen, starrten sie an wie leere Grabeshöhlen. In der Mitte des Kastens, da, wo sonst das Rubinendiadem seine Stelle gehabt, lag eine Karte, und auf dieser Karte stand von der Hand ihres Bruders geschrieben: „Ludwig Beermann von Hohenstraß

und Clotilde Gräfin von Luchesi empfehlen sich als Verlobte."

Ach, wie würde Wilhelmine sich gefreut haben, wenn sie ihre Rivalin gesehen hätte, wie sie die Karte anstarrte, dann sie fallen ließ und ihre beiden Hände auf ihr Herz preßte, das so heftig klopfte und dann wieder still stand, ihr Herz, in welchem ein so heftiger Schmerz tobte, daß es Sophie war, als ob ein Dolch darin bohre!

Würde Wilhelmine Rietz den Muth gehabt haben, zu behaupten, es sei nur ein Nadelstich, den ihre stolze Rivalin empfangen? Würde sie das gekonnt haben, dieser erschauernden Gestalt, diesen bleichen Lippen, diesen starrenden Augen gegenüber?

Die Frauen glauben, ihren Rivalinnen gegenüber, niemals an die Aufrichtigkeit der Liebe wie der Verzweiflung, und Wilhelmine würde die Achseln gezuckt und gesagt haben: sie spielt Comödie! Es ist eine gut einstudirte Rolle, und Mademoiselle Beermann ist eine gute Comödiantin!

Aber diesmal würde sie unrecht gehabt haben! Sophie Beermann war ja allein, allein mit ihrem Zorn, ihrer Verzweiflung, ihrem ge=

demüthigten Herzen, weshalb also hätte sie Comödie spielen sollen?

Nein, die Thränen, die ihr in vollen Gluthströmen aus den Augen stürzten, waren wirkliche Thränen, es war kein Comödienspiel, als sie die Karte zerriß, die Fetzen zu Boden warf und mit dem Fuße darauf trat, kein Comödienspiel, als sie mit dem leidenschaftlichen Zorn einer Medea den Myrtenkranz aus ihrem Haar nahm, ihn zerriß, wie sie die Karte zerrissen hatte, und ihn um sich herstreute, daß es aussah, als habe ein Sturmwind die einzelnen Blüthen und Zweige durch den Saal gewirbelt.

Aber als sie dann, eine halbe Stunde später, mit stolzer und ruhiger Miene Mademoiselle Zephyrine hereinrief, und ihr befahl zu ihrem Bruder zu gehen, und ihn zu bitten, daß er sofort zu ihr käme, da spielte sie Comödie, und spielte auch Comödie, als sie mit einem Lächeln auf der Lippe ihrem Bruder entgegenging, wie er in ihr Boudoir eintrat.

Ich habe Dich gebeten, cher frère, zu mir zu kommen, damit ich Dir meinen Glückwunsch zu Deiner Verlobung abstatten könnte.

Ihr Bruder blickte sie ganz verwundert an. Ihre Stimme war so verändert, so heiser und

rauh, und ihre Mienen waren so unbeweglich, und ihr Lächeln so steif und unveränderlich, als ob sie eine Maske über ihr wirkliches Antlitz gelegt hätte.

Ich danke Dir, meine Schwester, sagte er. Du wirst begreiflich finden, daß ich jetzt, da unsere Familienehre durch Dich einen so empfindlichen Stoß erhalten hat, mich beeilen muß, denselben unschädlich zu machen. Ueberdies legt mir das adlige Wappen, welches ich von jetzt an führen werde, doch einige Verpflichtungen auf, und ich muß daran denken, meinem neuen Adel die Nachfolge und Dauer zu sichern, damit meine Nachkommen mich dereinst als ihren Ahnherrn in den Stammbaum schreiben.

Sie nickte leise mit dem stolzen, schönen Haupte. Sehr gut gesagt, eine gut einstudirte und vorgetragene Phrase. Aber darf ich fragen, was es mit dem leeren Schmuckkasten zu bedeuten hat? Die Brillanten sind mein mütterliches Erbe, auch wenn Du mir nicht, wie Du es gethan, den Besitz derselben verschrieben hättest.

Die Verschreibung ist ungültig, wie meiner klugen Schwester einleuchten wird, sagte der Banquier mit seinem bösen Lächeln. Du hast nicht die Verpflichtungen erfüllt, die nöthig waren, um

Dich in den Besitz der Brillanten zu setzen, und sie fallen selbstverständlich an mich zurück, denn Du weißt recht wohl, daß nach den Statuten unserer Familie die Gemahlin des Stammhalters der Firma die Brillanten erhält. Da ich mich nun, wie ich schon die Ehre hatte Dir anzuzeigen, vermählen werde, so gehören natürlich meiner zukünftigen Gemahlin die Brillanten. Ich habe sie schon zur Aufbesserung dem Juwelier gesandt, und das große Etui, welches ich dazu anfertigen lasse, wird das neue Wappen meines adligen Hauses und den Namen meiner Frau Gemahlin tragen. Da ich nun glaubte, daß Dir der Kasten, welcher den Namen unserer Mutter trägt, als Andenken theuer sein würde, habe ich ihn Dir geschickt.

Sie nickte wieder. Du hast ihn mir geschickt, weil Du hofftest, mich dadurch zu verwunden. Wir kennen das, mein Bruder. Wir haben jetzt nichts mehr mit einander zu schaffen, als uns die Wahrheit zu sagen. Also jetzt ohne Umschweife! Hat der König geschickt?

Nein.

Es ist überhaupt keine Botschaft vom König gekommen?

Keine andere als die, welche Du gesehen

hast. Der König hat mich zu seinem Hofbanquier ernannt, das heißt, er hat mir dieselbe Gnade erwiesen, welche Du mir versprochen hattest und welche Du außerdem auch dem Herrn Banquier Momtholon in Genf zugesagt hattest.

Die Blässe auf Sophiens Wangen ward tiefer, und einen Moment schwankte ihre hohe Gestalt, aber nur einen Moment, dann nahm sie wieder ihre feste stolze Haltung an, denn sie fühlte, obwohl sie ihn nicht ansah, daß der böse Blick ihres Bruders auf ihr ruhte und daß er sich ihrer Leiden freute. Sie mußte Comödie spielen, und ihre Rolle war noch nicht zu Ende.

Ich sehe wohl, sagte sie, man hat sich die Mühe gegeben, allerlei Intriguen um mich zu spinnen, und ich bin ein Opfer derselben geworden. Es wäre meiner nicht würdig, die Anschuldigungen widerlegen zu wollen, welche man mir mitgetheilt hat.

Du solltest lieber zugestehen, daß es Wahrheiten sind, sagte der Banquier rauh. Ich habe die Beweise in Händen, und um Dich nicht ferner zu täuschen und schuld zu sein, daß Du Dich träumerischen Hoffnungen hingiebst, will ich Dir sagen, daß, wie ich wenigstens glaube, auch der König die Wahrheit über Dich weiß. Das Docu-

ment, durch welches Du Dich verpflichtest, gegen die Familienbrillanten, einige Millionen und das Landhaus, mir den betreffenden Titel und Adel zu verschaffen, befindet sich, wie ich vermuthe, in den Händen des Königs.

Sophie stieß einen Schrei aus, und alle Zurückhaltung, alle Verstellung vergessend, stürzte sie auf ihren Bruder los, packte ihn bei den Schultern, und ihm in's Angesicht starrend, zischelte sie mit todesbleichen Lippen: Verräther, das hast Du gethan! Du hast mich verkauft, verkauft als ein zweiter Judas Ischariot!

Er lachte auf und machte sich von ihren Armen los. Der Vergleich paßt nicht, meine schöne Schwester, sagte er, Du bist kein Messias, und deshalb bin ich auch kein Ischariot. Du hast ein gewagtes Spiel gespielt. Du warst nicht blos ehrgeizig, Du warst auch geizig! Du wolltest nicht nur Königin der linken Hand, sondern auch eine Millionärin sein! Aber die spanischen Luftschlösser sind eingefallen, und die Träume von Größe, Glanz und Macht mußt Du Dir aus dem Sinne schlagen. Habe also die Güte, keine so hochfahrende und stolze Miene anzunehmen, sondern bedenke gefälligst, daß Du ganz und gar abhängig bist von der Güte und

dem Wohlwollen Deines Bruders, denn Du weißt ja, daß nach dem Testament unserer Mutter Dein mütterliches Erbe unkündbar in meinem Geschäft bleibt und daß Du nur die Zinsen desselben erhältst. Diese Zinsen betragen sechstausend Gulden jährlich, und ich zweifle keineswegs, daß meine schöne, kluge Schwester, wenn sie sich in's Ausland begiebt, wo Niemand die tragikomische Geschichte ihrer Verheirathung kennt, sicherlich irgend einen ruinirten Cavalier findet, der ihr seine Hand und seinen Namen giebt. Ich würde Dir dringend rathen, Schwester, sofort, gleich heute auf Reisen zu gehen unter irgend einem andern Namen! Als junge Wittwe, Du kannst ja Trauerkleider anlegen, denn wie mir scheint, würden dieselben zu Deiner Situation sehr gut passen.

Ihr Gesicht war wieder so kalt und undurchdringlich maskenartig geworden, wie es bei dem Eintreten ihres Bruders gewesen. Du irrst, sagte sie, ich werde hier bleiben. Da Du von Testamenten sprichst, so erinnere ich Dich an das unseres Vaters, welches festsetzt, daß ich bis zu meiner Vermählung den linken Flügel unseres Familienhauses mit seiner vollständigen Einrichtung zu Eigen haben soll, selbst wenn der Chef

des Hauses sich vermählt. Ich werde von diesem Recht, welches mir das Testament verleiht, Gebrauch machen.

Du willst doch nicht sagen, rief der Banquier erschrocken, daß Du hier bleiben willst? Hier in meinem Hause, nach dem, was geschehen ist?

Was ist geschehen? fragte sie stolz. Ich weiß nichts, ich bin immer noch, was ich gestern, was ich immer war, die Tochter des reichen Banquier Beermann, der seiner Familie Millionen hinterlassen hat, die Schwester des jetzigen Chefs unseres Hauses, welcher Jedermann Achtung und Ehrfurcht schuldig ist, selbst ihr Bruder. Es ist möglich, daß die boshafte Welt sich von heute an mit allerlei Märchen und Anekdoten über mich herumträgt, aber ich werde den Verleumdern durch mein stolzes, ruhiges Verhalten beweisen, daß es eben nur Lügen und Klatschereien sind!

Der Banquier betrachtete mit staunenden, fast bewundernden Blicken seine Schwester.

Wahrhaftig, sagte er, Du wärest es werth gewesen, eine Königin zu werden, und es ist schade um Dich, daß Du nur eine Intriguantin warst, und doch nicht schlau genug, um Deine Intriguen als ein Meisterstück zu Ende zu führen.

Ich glaube, Du würdest lieber sterben, als die Wunden zeigen, an denen Du heimlich verblutest.

Ja, sicherlich, das würde ich! sagte sie mit einem stolzen Lächeln. Lieber sterben! Aber ich habe gar keine Wunden, und ich gedenke nicht mich zu verbluten, sondern das Leben zu genießen! Hast Du mir sonst Neuigkeiten mitzutheilen?

Eine einzige, die Dich vielleicht interessiren wird, sagte der Banquier ruhig. Der Minister Schulenburg ist nach Berlin abgereist, der König hat ihn entfernt, denn er ist unzufrieden mit der geheimen Politik, welche sein Minister bisher getrieben hat. Seine Majestät hat befohlen, daß die Armee sofort auf den Kriegsfuß gesetzt werde und marschfertig sei, denn der König will den Krieg mit Frankreich mit aller Energie fortsetzen; und es hat heut' Morgen eine heftige Scene gegeben zwischen Seiner Majestät und dem Generalissimus, der, wie man sagt und wie Du wohl mit Bestimmtheit weißt, in geheimen Friedensunterhandlungen mit Frankreich stand. Das Alles ist nun vorbei. Der Krieg wird wieder energisch fortgesetzt, und die sieben Millionen, welche meine schöne Schwester aus Genf erwartet, sind dadurch freilich verloren gegangen.

Diesmal fehlte Sophien die Kraft zu einer

Antwort. Sie faßte heftig die Lehne des Stuhls, neben welchem sie stand, und hielt sich fest, um nicht niederzusinken.

Es bohrte wieder in ihrem Herzen, sie hatte wieder ihren Nadelstich empfangen.

Hast Du mir noch sonst etwas zu melden? fragte sie tonlos. Noch irgend eine Botschaft, die Dir zu verkünden Freude macht?

Nein. Wir werden überhaupt jetzt wohl weniger von dem König erfahren, denn auch General Bischofswerder ist auf höchsten Befehl abgereist. Statt dessen hat Frau Wilhelmine Rietz im Gasthof zum deutschen Kaiser eine ganze Reihe von Zimmern auf einen Monat bestellt, und der König hat ihr schon einen Besuch in dem Hôtel gemacht.

Es ist schade, daß Du nicht in der Zeit des Mittelalters gelebt hast, sagte Sophie. Du hättest Dich so gut zum Henkersknecht gepaßt, denn Du verstehst es meisterhaft, Folterqualen zu bereiten! Gleichviel, ich werde nicht davon sterben. Ich bitte Dich jetzt, mein Bruder, mich zu verlassen, denn ich will Toilette machen. Ist Fürst Solms noch hier?

Nein, er hat sich mit den anderen Herren entfernt.

Er hat eine Anleihe bei Dir gemacht; wie hoch beläuft sich seine Schuld?

Ah, ich verstehe! sagte ihr Bruder. Es ist nicht viel, nur fünfzigtausend Gulden. Ich würde die Auszahlung des Capitals nicht verlangen, man könnte ja die Zinsen von Deiner Jahresrente abziehen.

Sie warf ihm einen zornigen Blick zu, der ihn zerschmettert haben würde wie ein Blitzstrahl, wenn der Banquier nicht ganz und gar unempfindlich dagegen gewesen wäre.

Verlasse mich! sagte sie herrisch. Der Banquier verneigte sich mit spöttischer Devotion und ging hinaus.

Sophie klingelte einer Kammerfrau und befahl, einen Diener nach dem Fürsten von Solms zu schicken und ihn um seinen sofortigen Besuch zu bitten. Dann begab sie sich in ihr Toilettenzimmer, um mit Hülfe der Mademoiselle Zephyrine die Brauttoilette mit einer nicht minder schönen und anmuthigen Morgentoilette zu vertauschen.

Eine halbe Stunde später trat sie in ihr Boudoir ein. Etwas Schminke hatte die Blässe ihrer Wangen überdeckt, ihr Auge leuchtete wieder in dem gewohnten Glanz, und auf den Pur-

purlippen thronte wieder das Lächeln, von dem der König ihr sonst gesagt, daß es eine unwiderstehliche Zauberkraft auf Jeden ausübe.

Als man ihr den Fürsten von Solms meldete, ging sie ihm lebhaft und freudig entgegen, und reichte ihm ihre kleine, von Juwelen blitzende Hand dar. Er neigte sich über dieselbe, vielleicht um nicht sein verlegenes Gesicht sehen zu lassen, und küßte glühend diese kleine Hand.

Sonst hatte er kaum gewagt, ihre Fingerspitzen zu berühren! Sophie verstand mit dem Scharfblick einer klugen Frau den Unterschied, und der glühende Handkuß erschien ihr als eine Beleidigung. Aber sie durfte jetzt darüber nicht rechten, und sie empfing daher den Fürsten mit so freundlichen Worten, wie sie ihm sonst nur höchst selten zu Theil geworden.

War er erfreut darüber?

Er sagte nichts davon, erkundigte sich nur mit theilnehmenden Worten nach dem Befinden der Gnädigen, und wagte nicht an die peinliche Scene von heute Morgen zu erinnern.

Sie sind seltsam, mon prince, sagte sie, und das alte harmonische Lachen, das der Prinz immer die schönste Musik genannt hatte, tönte lustig und hell von ihren Lippen. Wirklich seltsam,

mon prince, statt mich um Aufklärung zu bitten wegen der Comödienscene, welche wir heute Morgen erlebt haben, thuen Sie, als hätten wir den fünften Act einer Tragödie gespielt und es bliebe uns nichts mehr übrig, als die Leichen fortzuschaffen. Ich meinestheils fühle mich gar nicht als Leiche. Ich mache es, wie es in den englischen Comödien geschieht, ich trete als Epilog auf vor Ihnen, um einige Erläuterungen zu geben über die Personen und den Ausgang des Stückes. Ich muß Ihnen also sagen, daß Ich es bin, welche noch im letzten Augenblick die Vermählung mit dem König zurückgewiesen hat.

Und darf man auch die Gründe wissen? fragte der Fürst mit etwas steifer Haltung.

Gewiß, Sie sollen sie wissen. Es ist Ihnen wahrscheinlich aufgefallen, daß der König gestern Abend den Ball verließ und nicht wiederkehrte. Wissen Sie, weshalb er ging? Madame Rietz, seine abgedankte Maitresse, war angekommen und hatte ihn zu sich rufen lassen. Ein vertrauter Freund meldete es mir gleich gestern Abend, und Sie können denken, daß mich diese Perfidie sehr empörte. Denn ich hatte weder die Titel, noch die Brillanten, noch die Schenkungen des Königs angenommen, und nur die einzige Bedin-

gung für meine Trauung mit dem König gemacht, daß der König die Madame Wilhelmine Rietz für immer aus seiner Nähe verbanne und unter keinem Vorwand ihr gestatte, hieher nach Frankfurt zu kommen. Deshalb, da ich nun erfuhr, daß diese einzige Bedingung nicht eingehalten worden, schrieb ich an Seine Majestät heute in der Frühe des Morgens und sagte ihm, daß ich nur dann bereit wäre, seine Gemahlin zu werden, wenn Madame Wilhelmine Rietz sofort unter militärischer Begleitung nach Charlottenburg abreisen müßte, und daß ich mich meines Wortes entbunden erachte, wenn dies nicht im Lauf einer Stunde geschähe. Sie sehen daraus, mon prince, daß Ich es bin, welche den König zurückgewiesen hat, und ich hoffe, daß Sie mir vollkommen recht geben werden.

Vollkommen recht! erwiderte der Fürst, sich tief verneigend. Alles, was die schöne, kluge Mademoiselle Beermann thut, ist recht und ehrenhaft. Sie wissen, wie sehr ich Sie bewundere und anbete, Mademoiselle, und wie unendlich ich den König beneidete um die Liebe, welche Ihr edles und stolzes Herz ihm geweiht hat.

Lieber Fürst, sagte sie mit ihrem silberhellen Lachen, wenn die Frauen sich verheirathen, ist

es nicht geradezu nothwendig, daß die Liebe ihr Brautführer sei, sondern gewöhnlich ist es die Klugheit, die Berechnung. Die Liebe ist ein holder, süßer Knabe, der sich oft in einem Winkel des Herzens verkriecht, und dessen Lippe stumm bleibt, wenn die Lippe seiner Herrin das bindende Ja spricht. Wer weiß, ob nicht Ihre Verzweiflung über meine Vermählung und der Glaube, daß ich Ihnen wirklich einen großen Schmerz dadurch zufügte, mit die Ursache ist, daß ich so energisch meine Trennung von dem König bewirkte. Sie müssen wissen, Fürst, das Herz der Frauen ist wie ein wunderbar verschlossener Kasten, dessen Inhalt sie oft selbst nicht kennen, der oft erst in dem Moment der Entscheidung aufspringt und häufig dann ein ganz anderes Bild zeigt, als sie selber es vermuthet. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Ihr Bild darin gefunden habe, Fürst?

Es würde mich unendlich glücklich machen! rief der Fürst, indem er heftig ihre Hand ergriff und sie fest an seine Lippen preßte. Ja, unendlich glücklich, und doch auch unendlich elend!

Warum elend? fragte sie mit ihrem süßesten Lächeln.

Darum elend, weil ich die Pforten zu dem Paradiese, das Sie mir zeigen, nun doch nicht mehr betreten dürfte, denn meine Zukunft ist abgeschlossen! Da ich nicht hoffen durfte, daß die Schönste der Schönen, die göttliche Sophie, jemals meine Gemahlin werden könnte, habe ich in der Verzweiflung meines Herzens und in der Gleichgültigkeit gegen meine Zukunft die Bedingungen angenommen, welche mein Bruder, der Chef unseres Hauses, mir gemacht hat. Ich habe gestern den Contract unterzeichnet, welcher mich verpflichtet, die älteste Tochter meines Bruders zur Gemahlin zu nehmen, und die Vermählung soll schon in acht Tagen stattfinden.

Ach, das ist wirklich ein seltsames Zusammentreffen, ein recht komisches Unglück! Sie sind in Verzweiflung, daß ich mich vermählen wollte, und während Sie mir noch heute Morgen Ihre Verzweiflung über meine vermeintliche Vermählung ausdrückten, waren Sie selber bereits verlobt, nicht wahr?

Ja, so ist es, aber meine Verzweiflung war deshalb nicht minder wahr und aufrichtig. Sie sagten ja selbst, Sophie, es sei nicht immer die Liebe, welche uns zum Traualtar führt. Die meine bleibt Ihnen ewig, und nur die Berech-

nung und Klugheit begleiten mich zum Altar mit meiner häßlichen und unliebenswürdigen Nichte. Ich werde Sie nie vergessen, und ich wäre der glücklichste Mann, wenn Sie mir geständen, daß die Liebe, welche ich für Sie empfinde, in Ihrem Herzen einen Wiederhall fände. Sie sind jetzt frei, nichts bindet Sie, lassen Sie mich hoffen, daß Sie die Gefühle erwidern wollen, die ich Ihnen aus voller Seele entgegentrage. Hören Sie mich und verschmähen Sie nicht, was die zärtlichste Liebe Ihnen bietet. Meine Nichte oder vielmehr meine zukünftige Gemahlin ist reich, ihre verstorbene Mutter war eine englische Prinzessin, die eine reiche Mitgift gehabt; das ganze Vermögen fällt meiner Nichte zu und geht jetzt laut dem Heirathscontract auf mich über. Meine Nichte ist häßlich und verwachsen. Aber sie hat einmal den tollen Einfall gehabt, sich in mich zu verlieben, und ihr Vater, der sie abgöttisch liebt, hat ihr ihren Wunsch, sich mir zu vermählen, nicht versagen wollen. Diese Heirath macht mich zu einem reichen Millionär, aber zu einem unglücklichen Menschen, wenn Sie mich nicht lieben, Sophie. Werden Sie meine theure, angebetete Geliebte und Freundin, ich biete Ihnen, was die heißeste Liebe

bieten kann: ein glänzendes Jahrgehalt, eine Villa, ein Hôtel in irgend einer beliebigen Stadt, wo wir wohnen wollen. Und ich fordere dafür nichts von Ihnen, als ein wenig Liebe, das heißt für mich ein unendliches Glück.

Das heißt, Sie bieten mir die Schande! sagte sie stolz und kalt. Sie haben die Frechheit, aus Derjenigen, welche heute Morgen die Gemahlin eines Königs werden sollte, Ihre Maitresse machen zu wollen?

Ma toute belle, sagte der Prinz achselzuckend, Sie bedienen sich da sehr stolzer Worte. Und nach Dem, was geschehen ist, scheinen mir dieselben sehr wenig für Ihre schönen Lippen geeignet zu sein. Ich wiederhole, daß ....

Sie sprang auf, und den Arm ausstreckend, wies sie mit einer stolzen Bewegung nach der Thüre hin. Sie haben mir nichts zu wiederholen, hinaus!

Der Prinz sprang auf. Mademoiselle, Sie unterstehen sich!

Kein Wort weiter! unterbrach sie ihn. Hinaus!

Er lachte laut auf, und sah sie mit einem kecken, herausfordernden Blick an. Mademoiselle, Sie sind heute so stolz! Die ehrgeizigen Träume Ihrer Vermählung mit dem König spuken noch

in Ihrem Kopfe herum. Aber Sie werden sich schon bedenken, und nach acht Tagen werden Sie einsehen, daß es thöricht von Ihnen ist, meine gutgemeinten Vorschläge zurück zu weisen; denn wenn man in Ihrer Lage ist, erscheint es immer noch ein angenehmer Rückzug, die Maitresse eines Fürsten zu sein, man ist dann doch immer noch nicht ganz und gar verschmäht. Bedenken Sie das, Mademoiselle, ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit und erwarte dann Ihre Antwort.

Er nickte ihr lachend zu und ging hinaus.

Sie stand hoch aufgerichtet mit ausgestrecktem Arm, den drohenden Blick nach der Thüre hingewendet. Aber als er hinausgegangen war, als sie nun wußte, daß auch der letzte Act der Comödie zu Ende gespielt war, da stieß sie einen wilden Schrei aus und sank zur Erde nieder und rang die Hände, und ein Aechzen und Stöhnen, wie die Gequälten auf der Folterbank es ausstoßen mögen, tönte von ihren Lippen.

7.

Auf dem Ball.

Am Abend dieses Tages fand eine glänzende Soirée bei dem österreichischen Gesandten statt, eine Soirée, deren Krone und Perle die schöne Sophie, die Neuvermählte, hatte sein sollen. Es war das natürlich nicht ausgesprochen worden, da die Vermählung der linken Hand nicht officieller Weise publicirt werden konnte, aber Jedermann hatte es doch gewußt, und Jedermann hatte diesem Feste beiwohnen wollen, in welchem Sophie Beermann, die Tochter des Banquiers, zum ersten Male als die Gemahlin eines Königs erschien.

Das Fest sollte nun stattfinden, aber es fehlte ihm freilich die Spitze, es fehlte ihm die Königin der linken Hand!

Indeß, der König hatte seine Zusage nicht zurückgenommen, der König wird kommen!

Die ganze Aristokratie des Adels sowohl wie der Börse beeilte sich daher in den Sälen der österreichischen Gesandtschaft zu erscheinen. Wer hätte zurückbleiben mögen, da man hoffen konnte, über das ungeheure Ereigniß des Tages einige Aufklärung zu erhalten!

Die Heirath ist zurückgegangen. Haben Sie schon gehört?

Nicht zurückgegangen, nein, die stolze Mamsell ist einfach zurückgestellt worden.

Superber Ausdruck! Erinnert an die Schaustücke, die man zur Anlockung der Käufer in das Fenster legt, und nachher, wenn sie verblaßt sind, zu den Ladenhütern schmeißt.

Sie nehmen den Vergleich aus Ihrer eigenen Praxis, aber er paßt, erwiderte der General lachend dem großen Fabrikanten, der wegen seines Reichthums und seiner Feste mit einer Einladung zu dem Feste des österreichischen Ambassadeurs beehrt worden war. Ja, Mamsell Beermann ist von heute an nichts mehr, als ein verblaßter Ladenhüter, und es sollte mich wundern, wenn ihr Bruder noch einen Käufer für sie fände.

Aber still, still! Da kommt der König!

Und die Gesellschaft, welche eben noch ihr Ergötzen daran gefunden, zu skandalisiren, zu spotten und zu höhnen, dieselbe Gesellschaft nahm jetzt eine ernste, feierliche Miene an und rangirte sich zu beiden Seiten des großen Saales, denn man sah schon in dem ersten kleinen Saal die mächtige Gestalt des Königs, gefolgt von Prinzen und Generälen, Ambassadeurs und Hofcavalieren.

Eine feierliche Stille jetzt, und dann das Schmettern der Musici von der Estrade, denn der König ist in den Ballsaal eingetreten!

Es sind vielleicht dieselben Musici, welche gestern auch auf dem Balle des Banquiers ihre Jubelklänge ertönen ließen, und sie schmettern heute so lustig, wie sie es gestern thaten.

Es ist auch zum Theil dieselbe glänzende Gesellschaft, welche in den Sälen sich befindet. Gestern haben sie der schönen Sophie, der Königin des Festes gehuldigt, gestern haben Fürsten und Grafen sich vor ihr geneigt, gestern haben die schönsten und edelsten Damen der Aristokratie sich zu ihr gedrängt, und sie ihre Freundin, ihr Ideal genannt! Heute ist nur Spott und Hohn über die eitle Thörin auf ihren Lippen,

und sie zerfleischen mitleidslos das Frauenherz, welches zertreten im Staube liegt.

Aber vor dem Könige neigen sie sich heute eben so demuthsvoll, wie sie es gestern gethan! An ihm ist nichts verändert, er ist immer der liebenswürdige Cavalier, der bezaubernde König geblieben. Man macht es ihm nicht zum Vorwurf, daß er die übermüthige Banquierstochter gedemüthigt, verschmäht hat. Wie konnte die bürgerliche Mamsell es wagen, die Prätension so weit zu treiben, eine richtige, legale Trauung von ihrem königlichen Liebhaber zu begehren! Selbst die zartfühlendsten, die tugendhaftesten Damen der Aristokratie waren empört darüber, und freuten sich der tiefen Schmach derjenigen, welche es gewagt hatte ihre Nebenbuhlerin zu sein!

Frauen sind mitleidslos, wenn es sich darum handelt, eine von ihren Schwestern mit der Spitze ihrer kleinen Zunge und mit dem Schlag ihres Sammetfächers zu zerfleischen.

An dem König ist keine Veränderung sichtbar, sein Antlitz erscheint so wohlwollend, wie man gewöhnt ist es zu sehen, und seine Augen blitzen den Damen entgegen wie sonst. Er schreitet an ihrer Reihe vorüber, und spricht mit Jeder ein freundliches Wort, harmlos, freundlich, wie er

es gestern gethan. In den Augen der Damen hat er heut' an Reiz gewonnen, und Jede bemüht sich, ihm freundlicher zuzulächeln und auf seine Scherzworte mit pikantem Humor zu antworten. Und wäre er auch nicht König, er würde heute doch der Löwe des Abends sein, denn die Liebes-avanture hat ihn interessant gemacht, und heute wie gestern eröffnet der König den Ball mit der Polonaise, nur daß er sie heute nicht mit der schönen Sophie Beermann tanzt, sondern mit der Gemahlin des österreichischen Ambassadeurs.

Durch alle Säle schlängelt sich der glänzende Zug, eine goldglitzernde, blumenduftende, brillantene Schlange, deren Haupt der König ist. Er spricht mit seiner Partnerin von gleichgültigen Dingen, aber hinter ihm haben die Paare Gelegenheit, flüsternd und schäkernd und medisirend sich zu unterhalten von der großen Begebenheit des heutigen Morgens. Und es ist ein Ergötzen und Skandalisiren, und Niemand hat Mitleid mit derjenigen, welche man gestern noch so hoch gefeiert hat!

Sie wird es natürlich nicht wagen, auf dem heutigen Ball zu erscheinen, obwohl sie geladen ist. Das ist eine Unmöglichkeit, die man gar nicht zu erwägen hat. Aber wird ihr Bruder

erscheinen, der reiche Banquier Beermann? — Man sagt, er sei sehr zufrieden mit der Wendung, welche die Affaire seiner Schwester genommen; es sei seinem stolzen Krämersinn immer sehr beleidigend gewesen, der linke Schwager der Königin zur linken Hand zu sein — eine lächerliche Rolle, die er gern von sich gewiesen hat. — Man sagt auch, er werde sich jetzt mit einer Gräfin vermählen, und der König habe ihm den Adel ertheilt.

Aber auf dem Ball wird er natürlich doch nicht erscheinen, denn er fürchtet das Gerede der Menschen.

Die Polonaise war beendet, und die ganze Gesellschaft war nun wieder versammelt im großen Tanzsaal; und man stand in Gruppen umher und lachte und scherzte in der Nähe des Königs, und flüsterte und medisirte in entfernteren Gruppen. Auf einmal ging eine Bewegung durch den Saal. — Die Gräfin Luchesi, die schöne Tochter des armen, heruntergekommenen Grafen Luchesi, erschien mit ihrem Vater in dem Saal, und an ihrer Seite — man täuschte sich nicht, es war kein Irrthum — erschien der Banquier Beermann, lachend, heiter, vergnügten Angesichts, als ob nichts in seinem Hause sich zugetragen.

Der König, dessen lebhafter Blick die Eintretenden gewahrte, unterbrach sich mitten in dem Gespräch mit der Gemahlin des österreichischen Gesandten, und ging lebhaft und mit freundlichem Lächeln den Eintretenden entgegen.

Die Gesellschaft war diesmal nicht im Stande, die gewohnte Courtoisie zu beobachten und in ihrem Gespräch fortzufahren. Jedes Wort, jedes Lachen verstummte, und man hörte deutlich die Stimme des Königs, als er jetzt die schöne Gräfin Luchesi und ihren Vater begrüßte.

Ich freue mich, gnädigste Gräfin, der Erste zu sein, der Ihnen seinen Glückwunsch darbringt zur Verlobung mit dem Herrn von Beermann-Hohenstraß, meinem lieben und geehrten Hofbanquier.

Und wie der König das sagte, reichte er dem Banquier mit einem freundlichen Kopfnicken seine Hand dar. Ihnen, mein Lieber, habe ich noch besonders zu gratuliren, denn Sie werden der Ahnherr eines schönen Geschlechtes werden, mit solcher Ahnfrau an Ihrer Seite. — Kommen Sie, Gräfin, ich will mit Ihnen den ersten Walzer tanzen, und wenn es auch nur ein paar Schritte sein werden, so will ich doch, daß Sie sagen müssen, Sie hätten die ersten Schritte

Ihres neuen Lebens an der Seite des Königs, Ihres ergebenen Dieners, gethan.

Der Hofmarschall gab das Zeichen, und die Musici schmetterten ihre lustigen Weisen. Und der König trat an der Seite der schönen Gräfin zum Tanz an.

Die Gesellschaft, obwohl stumm und erstarrt über die wunderbaren Neuigkeiten, welche der Mund des Königs ihnen gekündet, mußte sich doch der Etiquette fügen, mußte zum Walzer antreten, und sich schwingen im leichten Tanz, und harmlos aussehen, während die großen Neuigkeiten Allen in der Seele brannten.

Der Banquier Beermann war also aufgenommen in die hohe Gesellschaft, der König hatte ihn zu einem Aristokraten gemacht, er war wirklich verlobt mit einer Gräfin. Am Ende sind alle diese Gerüchte nicht wahr, welche heute in der Stadt umlaufen, denn der König scheint der Familie Beermann noch immer sehr gewogen. Er spricht nach dem Tanze schon wieder mit dem Banquier; er führt jetzt die junge Gräfin Luchesi zu der österreichischen Ambassadrice, welche ihr freundlich die Hand reicht.

Sollte es dennoch möglich sein? sollte die

Trauung etwa so heimlich von statten gegangen sein, daß man nur nichts davon erfahren? —

Da ist der Minister von Haugwitz, der muß es wissen, der sollte ja Trauzeuge sein.

Die Herren seiner Bekanntschaft umringen ihn, selbst die Damen drängen sich zu ihm heran. Und das ist ein Flüstern und Bitten und Fragen: „Nur ein Wort, Excellenz, sagen Sie uns nur das: Ist die Trauung wirklich von statten gegangen?.. ist Sophie Beermann die Gemahlin zur linken Hand geworden?.. oder ist es wahr, daß der König sie verstoßen hat?.. Nur das eine Wort, Excellenz.“

Verstoßen ist nicht das rechte Wort, meine Damen. Er ist einfach nicht zur Trauung gegangen. Sagen Sie: er hat es vergessen, und er wird es für immer vergessen.

Ein freudiges Ah! tönte von allen Lippen, von den Lippen aller schönen Frauen. Ah, es ist also doch wahr! Die übermüthige Person ist für ihren Hochmuth abgestraft! Sie ist zurückgefallen in das Nichts, man kennt sie nicht mehr.

Das sprechen rosige Lippen, welche gestern noch den Kuß der Freundschaft auf Sophiens Stirn gedrückt und ihr Versicherungen unaussprechlicher Liebe in's Ohr geflüstert haben!

Aber es ist schön, daß man jetzt wenigstens die Wahrheit erfahren, daß man es mit Sicherheit weiß, und nicht schwankt zwischen dem Möglichen und Unmöglichen!

Ich möchte wohl jetzt sie belauschen können, flüstert die junge Gräfin von Werth ihrem Cavalier zu, als sie eben im langsamen Walzer sich drehen. Ich möchte sehen, wie sie händeringend in ihrem einsamen Gemach auf und ab geht, — sie, die heute Abend gedachte die Königin des Balles zu sein.

Ja, es muß ein ganz amüsanter Anblick sein, schnarrte der Cavalier; nichts ist komischer, als eine gedemüthigte Schöne.

Glauben Sie, daß sie es überlebt? fragte die Generalin von Leiningen ihren Tänzer. Mir scheint, nach einer so furchtbaren Schmach bliebe ihr nichts weiter übrig, als sich zu tödten.

Meine Gnädigste, Frauen dieser Art haben ein sehr zähes Leben, lächelte der Prinz. Sie sind wie die Tigerkatzen, die von zwanzig Wunden genesen können, und wieder frisch und fröhlich neuer Beute nachjagen.

Als der Tanz beendet war, wußte Jeder im Saal die großen Neuigkeiten, und man sprach davon, während man den Thee schlürfte und die

zierlichen Confects in den Mund steckte. Und man lachte und medisirte — aber auf einmal ward Alles stumm. Ein wunderbares Schweigen herrschte plötzlich wie durch einen Zauberschlag in dem weiten Saal; das Klirren der Tassen, das Plaudern und Lachen, selbst das Rauschen der Fächer und der seidenen Roben verhallte, und ein Schweigen des Entsetzens folgte der heitern Bewegung.

Wie angefesselt stand Jeder auf seinem Platze, bleich wurden alle Wangen, und erschrocken, entsetzt starrte Jeder nach den großen Eingangsthüren des Saales hin, als sähe er dort ein Gespenst.

Und dieses Gespenst war doch nichts Anderes als eine hohe, schöne Frauengestalt, umhüllt von einem weißen Atlasgewande, — das Haar geschmückt mit Perlen und Rubinen, den köstlichen Nacken, die blendenden Arme funkelnd von ebensolchem Geschmeide, und funkelnd wie Sterne und Brillanten die großen schwarzen Augen, die still und ernst in den Saal schauten.

Ja, wie von Entsetzen ergriffen standen sie alle da, die frohen Theilnehmer des Festes, in der Mitte des Saales unter dem Kronleuchter der König im heitern Gespräch mit einer Gruppe

schöner Damen und Cavaliere. In der Gruppe dieser Damen befand sich auch die Gemahlin des österreichischen Gesandten, die Wirthin des Hauses, der man beim Eintreten natürlich die erste Begrüßung zu geben hatte. Das flammende Auge Sophiens hatte sie sofort entdeckt, und stolz gehobenen Hauptes schritt sie mitten durch den Saal gerade auf sie zu. Sprachlos, athemlos verharrte die ganze Gesellschaft in dem Schweigen des Entsetzens. Selbst die österreichische Gesandtin, sonst eine so feine und unerschütterliche Weltdame, vermochte kaum das Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten, als jetzt diejenige, welche sie gestern mit soviel Liebesbetheuerungen empfangen hatte, sich ihr nahte.

Frau Gräfin, sagte jetzt Sophie Beermann, sich tief verneigend, — und ihre Stimme war so silberhell und klar, wie sie es immer gewesen — Sie haben mir die Ehre erzeigt, mich zu dem heutigen Feste einzuladen, und Sie sehen, daß ich dem Glück nicht widerstehen konnte, Ihrer Einladung Folge zu leisten.

Die Gräfin verneigte sich und murmelte einige Worte, die Niemand verstand. Aber sie gab der Mademoiselle Beermann nicht wie sonst ihre Hand, sie richtete kein Wort weiter an sie und wandte

sich wieder an den König, der mit unverändert heiterer Miene neben ihr stand und ganz unbefangen die Unterhaltung mit ihr fortsetzte.

Sophie wandte sich um und schritt durch den Saal nach den Gruppen der Damen, die an der Seite standen — lauter gute Bekannte von ihr, Freundinnen von gestern und vorgestern — aber heute kannte sie Niemand. Sie waren bei ihrer Annäherung Alle in ein so lebhaftes Gespräch verwickelt, daß sie die Herantretende nicht sahen, daß sie dieselbe ignoriren konnten. Sophie ging an ihnen vorüber und trat zu einer andern Gruppe.

Junge Mädchen pflegen mitleidig zu sein, ihr Herz ist noch unverdorben, und die Bosheit der Welt hat sie noch nicht gegen das Erbarmen abgestumpft. Aber in der Mitte dieser jungen Mädchen stehen einige ihrer Mütter, und sie schauen die Nahende an mit dem trotzigen Blick der Megäre und scheuchen sie zurück.

Sie geht vorüber und wieder zu einer andern Gruppe hin.

Das sind die tugendhaften Frauen, welche einen Verein gebildet haben zur Rettung gefallener Mädchen, einen Verein der Tugend und des Erbarmens. Sophie naht sich ihnen mit einem bittenden Lächeln. Die Mildthätigen und

die Guten werden sich doch ihrer annehmen! Sie wagt es, eine dieser Damen, diejenige, welcher sie vorgestern noch tausend Thaler auf die Liste für die Gefallenen eingeschrieben, anzureden. Aber die fromme Fürstin wendet sich mit verachtungsvollem Blick von ihr ab, und tritt zurück, als habe ein häßliches Insect sie berührt. Da geschah etwas, was die Herzen aller derer, die es vernahmen, bis auf den Tod erschreckte, denn es war so unpassend, so unanständig. Da tönte ein lautes höhnisches Lachen von Sophiens Lippen! Sie sagt kein Wort, aber Jeder empfindet dieses Lachen wie einen Backenstreich auf seiner Wange, und sie erglüht davon. Es war gut, daß die Musik in diesem Augenblick wieder begann, eine heitere, neckische Weise, ein deutscher Walzer. Die Paare treten an zum Tanz. An derjenigen, um welche sonst die Cavaliere sich drängten und flehten um einen Tanz, an derjenigen gingen sie heut' Alle vorüber, und es ward ganz einsam und leer um sie. Aber sie blieb stehen. Sie trat nicht zurück, um den Tanzenden Platz zu machen. Sie barg sich nicht mit ihrer Scham und ihrem Elend in die leeren Räume hinter den dichtgedrängten Tänzern. Sie blieb stehen, so stolz und hoch aufgerichtet, wie sie es gestern gethan im

glänzenden Ballsaal, als eine Schaar von ergebenen Dienern und dienstthuenden Sclaven sich um sie drängte. Sie blieb stehen und schaute mit ihren großen Augen in das Gewoge des Saales hinein, bleich wie ein Marmorbild, schön wie eine Juno.

Und jetzt mitten durch den Saal schritt die hohe Gestalt eines jungen Officiers heran. Es war eben eine Pause in dem Tanze — Jeder sah es, und Aller Blicke richteten sich auf ihn. Und Jeder erkannte in ihm den schönen, den jungen Prinzen Louis Ferdinand. Und es dünkte die Frauen, als habe sein Gesicht nie schöner gestrahlt, als seien seine Augen nie glänzender gewesen, wie in diesem Moment. Gerade auf Sophie Beermann schritt er zu, und neigte sich so tief vor ihr, wie er es gestern gethan, und sagte mit lauter Stimme: „Meine Gnädigste, ich bitte Sie um die Ehre, mit mir zu tanzen.“

Jeder hatte das Wort vernommen, und Jeder sah, wie Sophie ihre Hand in die dargereichte Hand des Prinzen legte. Aber Niemand außer ihm hörte, wie sie leise und mit gebrochener Stimme flüsterte: „Gottes Segen über Sie, mein Prinz, Sie haben Barmherzigkeit geübt, da Alle mich verließen. Mag das Schicksal Ihnen lohnen, was

Sie an mir gethan.“ Er schien es nicht gehört zu haben, denn er antwortete nicht. Aber seine großen braunen Augen grüßten sie mit einem Blick voll Erbarmen, und er hob ihre Hand, deren Eiseskälte er durch den Handschuh fühlte, an seine Lippen empor. „Lassen Sie uns jetzt den Tanz beginnen,“ sagte er leise. Sie schüttelte traurig ihr Haupt. „Prinz, ich war gewappnet und gepanzert gegen alle Schmach, aber Ihre Großmuth hat mich entwaffnet, nun bin ich wehrlos und kann nicht weiter.“

Sie sank ohnmächtig zusammen. Man trug sie hinaus, und am andern Morgen wußte ganz Frankfurt, daß Sophie Beermann von einem hitzigen Nervenfieber befallen sei.*)

*) Sophie Beermann (deren Name in Wirklichkeit ein wenig anders lautet) genas indessen von dieser Krankheit, und es gelang ihr auch, den König in so weit zu versöhnen, daß er freundlich Notiz von ihr nahm, als er wieder nach Frankfurt kam und Wilhelmine Rietz nicht an seiner Seite war. Sophie Beermann folgte dem König sogar nach Berlin und vermählte sich dort mit dem Gesandten eines kleinen deutschen Fürsten.

8.

Der Heirathsantrag.

Sie haben mich zu sich befohlen, meine schöne Freundin, und da bin ich, sagte Prinz Louis Ferdinand, indem er am Vormittag nach diesem Ball in das glänzende Gemach eintrat, in welchem Wilhelmine Rietz ihn erwartete.

Ja, sagte sie, sich ein wenig aus der liegenden Stellung auf der Causeuse aufrichtend, ja, ich habe meinen theuren Prinzen um seinen gnädigen Besuch bitten lassen. Denn da ich nun nicht ganz Incognito mehr hier bin, sondern auf allen meinen Wegen von Späheraugen, von Lauschern und Feinden umgeben werde, darf ich nicht mehr wagen, mich in die Höhle des jungen Löwen zu begeben, von dem man sagt, daß nichts seiner Herrlichkeit und Schönheit widersteht. Man

würde mir die Ehre erzeigen, zu vergessen, daß ich Ihre Mutter sein könnte, und durchaus nicht die Schönheit und Jugend besitze, welche erforderlich ist, um das Herz des gefeierten und umworbenen Prinzen auch nur auf eine Viertelstunde zu beschäftigen.

Sie wissen doch, daß Ninon de l'Enclos in ihrem achtzigsten Jahre noch so bezaubernd war, daß sich ihr eigener Enkelsohn aus Liebe zu ihr erschoß? fragte der Prinz, indem er auf dem niedrigen Tabouret, das vor dem Divan stand, sich niedergleiten ließ und die schöne Hand Wilhelminens an seine Lippen drückte. Sie haben die größte Anwartschaft, nach fünfzig oder sechzig Jahren eine zweite Ninon de l'Enclos zu werden, und ich danke Gott, daß ich nicht Ihr Enkel bin.

Ich aber würde Gott danken, wenn Sie mein Sohn wären! rief Wilhelmine lebhaft.

Ach, Sie wissen nicht, was Sie da sagen, seufzte der Prinz. Es ist ein ziemlich undankbares Geschäft, meine Mutter zu sein. Sie hat an mich so viele gute Lehren und Ermahnungen zu verschwenden, und ich dagegen verschwende so viel von ihrem guten Gelde, daß ma chère maman

zuweilen ganz in Desperation ist über den ungerathenen Sohn!

Und wird doch ein Fest geben und einige Thiere schlachten lassen, die ich nicht nennen will, die aber in der Bibel verzeichnet stehen, wenn der angebetete Sohn, von dem alle Frauen möchten, daß er mit ihrer Hülfe der verlorene Sohn würde, zu ihr heimkehrte! Nun freilich ist wenig Aussicht dazu, denn, Sie wissen ja, wir Beide haben es durchgesetzt, daß der Krieg für dieses Jahr energisch und mit aller Kraft wieder aufgenommen wird. Wir haben gesiegt, Prinz, wir haben alle unsere Feinde aus dem Felde geschlagen! Oh Prinz, es war ein herrliches Treibjagen, und ich gäbe den gestrigen Tag nicht für eine Million hin! Das heißt, darauf würde ich mich doch besinnen! Eine Million ist immerhin eine hübsche Sache. Meinen Sie nicht auch, Prinz?

Danach müssen Sie meine Gläubiger fragen, sagte der Prinz lachend. Denen würde es allerdings als eine sehr hübsche Sache erscheinen, wenn ich zufällig in den Besitz einer Million gelangte. Aber für den gestrigen Tag möchte ich sie doch nicht empfangen, denn es würde mir vorkommen wie Blutgeld. Ich muß Ihnen ge=

stehen, meine Freundin, als ich gestern Abend der armen Dido in dem Saal des österreichischen Gesandten begegnete, da schämte ich mich ein wenig und mußte die Augen niederschlagen.

Ja, und Sie haben mir eigentlich ein wenig den Spaß verdorben, sagte Wilhelmine. Jetzt sind wir mitten bei der Affaire angelangt, um derentwillen ich Sie bat, hieher zu mir zu kommen. Ich muß Ihnen zürnen, Prinz, es war wirklich eine zu übertriebene Großmuth, der frechen Mamsell zu Hülfe zu kommen. Wie konnte sie es wagen, auf dem Feste zu erscheinen! Sie hatte es verdient, daß man sie so mit Verachtung gestraft, und daß man ihre Gegenwart ganz ignorirte. Und gerade wie die Strafe im schönsten Gange war und die Geißelhiebe auf ihre gedemüthigten Schultern herniederfielen, da kommt dieser junge großmüthige Ritter und befreit sie!

Ich konnte wahrlich nicht anders handeln! sagte der Prinz, und ich muß Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich fühlte eine Art von Bewunderung vor dieser Kühnheit, mit der sie erschien. Es war, als wenn ihre kleine Hand in ein Wespennest faßte, und sie war so zerstochen und so ungroßmüthig verwundet, daß ich, ohne zu bedenken, was ich that, mich ihrer erbarmen mußte.

Wilhelmine streichelte mit einer liebkosenden Bewegung die Stirn des Prinzen. Sie sind ein guter Mensch, und ich muß Ihnen sagen, daß ich vor Rührung geweint habe, als mir der König erzählte, was Sie gethan haben. Glauben Sie mir nur, es würde weniger verhärtete und grausame Frauenherzen geben, wenn es viele so edle, großmüthige und gute Männerherzen gäbe. Ich will Ihnen nun sagen, welches eigentlich der Zweck ist, um dessentwillen ich eine Unterredung mit Ihnen wünschte. Ich möchte Sie ein wenig belohnen, oder wenn dieser Ausdruck zu stolz ist, Ihnen ein wenig vergelten, was Sie mir Gutes gethan. Durch Ihre Vermittelung bin ich mit dem König versöhnt.

Und durch Ihre Vermittelung ist mein höchster Wunsch erfüllt, sagte der Prinz lächelnd. Der Krieg mit Frankreich ist wieder aufgenommen. Wir sind also quitt und Sie haben für nichts zu danken.

Im Gegentheil, ich danke Ihnen das Glück meiner ganzen Zukunft, denn sie war diesmal wirklich gefährdet, und ich bin keine Undankbare. Hören Sie also: der König hat heute Morgen die Gnade gehabt, mir in den neu erworbenen Länderstrichen in Polen einige Güter zu schenken.

Es steht mir aber gar nicht an, als Chatelaine in der Einsamkeit meine Tage zu vertrauern. Und wenn ich einen Verwalter auf meine Güter setzte, so würde er mich natürlich betrügen und hintergehen, denn wir Frauen, wissen Sie wohl, werden immer betrogen. Ich möchte also gern eins von diesen Gütern an Sie verkaufen.

Das wäre in der That ein schlechtes Geschäft für Sie, Madame! lachte der Prinz. Es ist schwer kaufen, wenn man nicht weiß, woher die Kaufgelder nehmen.

Die Kaufgelder? sagte Wilhelmine achselzuckend. Wir schreiben sie in den Rauch, und damit ist die Sache abgethan.

Wie? fragte der Prinz mit verwunderter und stolzer Miene. Wie? Madame wollen die Gnade haben, an mich eins der Güter zu verschenken, welche der König Ihnen erst heute Morgen geschenkt?

Sie schlug die Augen nieder. Ja, wahrlich, sagte sie, Sie machen mich darauf aufmerksam, daß mein Anerbieten für einen königlichen Prinzen nicht passend war. Aber ich möchte Ihnen so gern gefällig sein und Ihnen meine Dankbarkeit beweisen. Sie haben Schulden, nicht wahr? Man hat mir gesagt, daß Ihr Herr Vater sehr

außer sich sein soll über die vielen Rechnungen, welche hier aus Frankfurt von Juwelieren, Kaufleuten, Gastwirthen und dergleichen bei ihm eingelaufen seien. Der Prinz Ferdinand hat in seinem Zorn gesagt: Mein Sohn ist der Schuldner der ganzen Welt, er ist Gott und dem Teufel schuldig.

Nun, da hat er die einzigen beiden Personen genannt, denen ich nichts schuldig bin! rief der Prinz lachend. Im Uebrigen hat er recht!

Sie haben also gar zu viel Geld gebraucht, mein theurer Prinz? fragte Wilhelmine lächelnd.

Der Prinz lachte hell auf. Ich weiß nicht, ma toute belle, ich weiß nicht. Aber sehen Sie, die Welt ist so langweilig, und es giebt so viele kleine, allerliebste Händchen, die sich Einem entgegenstrecken, und sie sind wie ein Abgrund, man meint sie zu füllen, und sie sind doch immer wieder leer.

Und dann, sagte Wilhelmine schmeichelnd, es giebt so viele Arme und Bettler und unwürdige Heuchler, die sich an das großmüthige Herz des Prinzen wenden, weil sie wissen, daß er stets reichlich giebt, um was sie bitten, und daß er giebt, selbst wenn er nichts mehr hat!

Warum sind die Banquiers so thöricht, mir

immer noch zu leihen! Sie müssen es büßen. Sie denken freilich, weil ich ein königlicher Prinz bin, da müsse meine Wohnung mit Ducaten gepflastert sein, die sich immer wieder erneuern und wie die Pilze wachsen, und mit dem Stern, der auf meiner Brust angenäht ist, könnte ich immer wieder neue Millionen hervorstampfen aus dem Nichts. Aber das ist leider ein sehr großer Irrthum, und ich kann es meinem Herrn Vater durchaus nicht verdenken, wenn er wüthend und verzweifelt über mich ist. Ich wäre es auch, wenn ich der Vater eines solchen Sohnes wäre, wie ich es bin!

Und ich, rief Wilhelmine begeistert aus, ich wiederhole es, ich würde stolz sein, Prinz, wenn ich die Mutter von einem solchen Sohne wäre, wie Sie es sind! Hören Sie, mein Prinz, ich will ganz ehrlich und offen zu Ihnen reden. Ihr Herr Vater, der Prinz Ferdinand, ist wüthend auf Sie, Ihre Frau Mutter weint sich die Augen roth über die vielen Liebschaften, die ihr Herr Sohn anknüpft und von denen man ihr alle Tage Neues erzählt. Ihre Gläubiger schreien ach! und weh! und belagern, wie man mir erzählt hat, jeden Morgen die Thür zu Ihrem Zimmer.

Es ist wahr, murmelte der Prinz, ich gehe deshalb immer durch die Hinterthür, und während sie in meinem Zimmer noch klagen und wimmern, bin ich längst vergnügt auf die Straße hinausgegangen.

Ich will Ihnen ein Mittel sagen, wie all' diesen Hindernissen und Nöthen auf einmal abzuhelfen ist, Ihre Eltern zu versöhnen und Ihre Gläubiger zu bezahlen sind.

Madame! rief der Prinz freudig erregt. Wenn Sie das letztere vermögen, dann sind Sie eine Zauberin! Was das erstere betrifft, so würde ich es wohl im Grunde zu Stande bringen, denn sie lieben mich doch am Ende, meine guten Eltern! Aber meine Gläubiger bezahlen, daran verzweifle ich.

Ich nicht, mein lieber Prinz! flötete Wilhelmine. Aber nennen Sie die ungefähre Summe, die Sie glauben ihnen schuldig zu sein.

Ich weiß es wirklich nicht, sagte der Prinz verlegen, ich führe keine Bücher über Summen, die ich nicht habe; nicht einmal über die, welche ich habe.

Gleichviel, sagte Wilhelmine; geben Sie mir ein Recht dazu, Ihre Schulden zu bezahlen, und ich bezahle sie.

Ein Recht? fragte der Prinz befremdet. Ich verstehe nicht, was Sie meinen, meine Freundin.

Sie werden mich bald verstehen, sagte Wilhelmine weich. Entsinnen Sie sich jenes Morgen, da Sie zu mir kamen, um die Statue meines Sohnes, meines theuren Alexander, zu betrachten?

Gewiß entsinne ich mich dessen! rief Prinz Louis lebhaft. Sie hatten nachher die Güte, mich Ihrer hübschen Tochter vorzustellen, und es war ein allerliebster Anblick, wie wir eintraten und die beiden jungen, lieblichen Mädchen eng verschlungen mit dem Schleier von Haar über ihrem Angesicht uns grüßten. Oh, Sie sehen, ich habe nichts vergessen, ich habe Alles in meinem Gedächtnisse aufbewahrt. Ich sehe noch das reizende blonde Köpfchen meiner lieben Cousine und das schalkhafte Lächeln ihrer jungen Freundin. Wie hieß sie doch gleich? Es war ein wunderhübsches Mädchen, und ich habe oft seitdem an sie gedacht.

Ich wollte, Sie hätten lieber an meine Tochter gedacht! sagte Wilhelmine rasch. Denn, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, meine Tochter hat seitdem sehr viel an Sie gedacht. Soll ich Ihnen sagen, Prinz, was sie an jenem Morgen, nachdem Sie uns verlassen hatten, zu mir sagte?

Wenn es nicht allzu Schlimmes ist, so bitte ich darum.

Sie sagte: „Mama, Du behauptest immer, ich müsse mich bald verheirathen, nun wohl, ich will den Prinzen Louis Ferdinand heirathen.“

Oh das liebe, gutherzige Kind! sagte der Prinz. Sie hat so ein großmüthiges Herz, und weil sie wußte, wie viel Böses man von ihrem armen Vetter sagt, wollte sie Gutes von mir sprechen. Das ist so recht die Art und Weise guter Kinder: wen sie in Schutz nehmen wollen, von dem sagen sie, daß sie ihn heirathen wollen.

Nicht doch, Prinz! sagte Wilhelmine. Meine Tochter hat das nicht gesprochen als ein gutherziges Kind, sondern als ein junges Mädchen, welches in Ihnen das Ideal gefunden hat für ihr schwärmerisches Herz.

Der Prinz stand auf. Ich hoffe, Madame, sagte er umdüstert, ich hoffe, Sie sprechen da nicht im Ernste, denn es sollte mir wahrhaft leid thun um das Herz meiner jungen Cousine, wenn es von solchem Irrthum befangen wäre.

Nennen Sie es keinen Irrthum, Prinz, und suchen Sie auch nicht mehr auszuweichen, ich bin eine Frau, welche gewohnt ist, gerade und muthig auf ihr Ziel loszugehen. Und so frage ich Sie

denn gerade und muthig, Prinz Louis Ferdinand, wollen Sie der Gemahl meiner Tochter, der Gräfin von der Mark werden? Oh, antworten Sie nicht, hören Sie mich ruhig an. Sie wissen, die Gräfin von der Mark ist die Tochter des Königs. Und mancher Prinz und mancher regierende Fürst würde es nicht für eine Mesalliance ansehen, wenn er mit der schönen Gräfin, mit der Königstochter sich vermählte. Aber Sie sind von königlichem Hause, und es ist daher gebührend, daß Ihre Gemahlin nicht unter Ihrem Range sei. Der Vater der Gräfin von der Mark, Ihr königlicher Oheim, wird daher von dem Kaiser von Oesterreich begehren, daß er seine geliebte Tochter zu einer Reichsfürstin ernenne, und man wird dann der Reichsfürstin ein kleines souveraines Fürstenthum in Polen zu schaffen wissen. Und ich denke, der Prinz Louis Ferdinand wird es dann nicht unter seiner Würde halten können, der souverainen Reichsfürstin seine Hand zu geben und sie zu seiner Gemahlin zu machen. Antworten Sie noch immer nicht, ich bin noch nicht ganz fertig mit meinen Auseinandersetzungen. Am Tage der Verlobung sollen für das Glück des schönen und geliebten Brautpaares nur fromme Segenswünsche und Dankgebete zum

Himmel steigen, und es soll Niemand geben, der dem schönen Prinzen Louis grollt! Das sei meine Sorge, und ich werde zu diesem Behuf vor der Verlobung alle Ihre Gläubiger befriedigen und Ihre Schulden bezahlen.

Das wird unmöglich sein! sagte der Prinz lachend. Bedenken Sie gefälligst, daß ich alle Tage neue Schulden mache, und daß, während Sie heute und morgen die Schaar meiner Gläubiger zusammenrufen lassen, um die Summen zu berechnen und sie übermorgen zu bezahlen, ich in diesen Tagen schon eine ganze Masse neuer Schulden gemacht habe. Eine Befriedigung meiner Gläubiger ist eben so unmöglich, als Wasser zu füllen in's Faß der Danaiden. Das Geld läuft durch meine Börse, wie das Wasser durch ihr Faß, und Sie sehen daraus, meine schöne und gute Freundin, daß mir gar nicht zu helfen ist, und daß ich in diesem einen Punkt von mir selber bekennen muß, daß ich ein ganz verlorenes Subject bin, dem Sie unmöglich ein so schönes und junges Mädchen, wie die Gräfin von der Mark ist, zum Opfer bringen können. Sie sehen, meine schöne Freundin, ich bin wenigstens kein Minotaurus, der schöne junge Mädchen als Opfer begehrt. Ich begnüge mich mit den Opfern, welche

mir die Manichäer darbringen, und ihr Rachegeschrei ist die lustige Musik zu den Opfern ihres Geldes.

Aber die Liebe eines schönen, sanften, jungen Weibes, welches Ihnen ganz ergeben und deren Mitgift groß genug sein würde, um alle billigen und möglichen Wünsche selbst eines verwöhnten Prinzen zu befriedigen, könnte vielleicht mehr Ordnung und Gleichmäßigkeit in Ihr Leben bringen.

Das ist ja eben mein Unglück, Madame, ich habe keine billigen und möglichen Wünsche, sondern lauter unbillige und unmögliche. Je mehr ich habe, desto mehr möchte ich ausgeben, und wenn man mir heute eine Million giebt, so finde ich morgen, daß das eine viel zu geringe Summe ist, um auch nur den kleinsten Theil meiner Wünsche zu befriedigen. Denn wenn ich eine Million hätte, würde ich daran denken, mir einen Wunderpalast von Saphiren und Amethisten zu bauen, wie Aladin im Märchen, und mir die Sterne vom Himmel zu wünschen, damit sie als Kerzen auf meinen Kronleuchtern funkelten. Nein, nein, geben Sie mich auf, Madame, und Gott bewahre meine schöne Cousine, die Gräfin von der Mark davor, daß sie jemals das Un-

glück hat, einen Gemahl zu bekommen, der nur im mindesten mir gleicht!

Die großen Augen Wilhelminens hatten prüfend auf dem lebhaften, beweglichen Antlitz des Prinzen geruht, während er sprach, und hatten jede seiner Mienen geprüft.

Sie weichen mir aus, mon prince, sagte sie, aber ich bitte Sie, lassen Sie uns ehrlich mit einander sprechen, denn das Glück meiner Tochter ist von unserer Unterredung abhängig. Also franchement, Prinz, es ist ein Heirathsproject da, welches der König begünstigt. Der Graf von Stolberg wirbt um die Hand meiner Tochter, und Sie sehen also, daß ihre Geburt kein Hinderniß ist, um sie eine glänzende Partie machen zu lassen, denn Graf Stolberg wird nach dem Tode seines Vaters regierender Graf der reichsfreien Grafschaft Stolberg, und meine Tochter würde als die regierende Reichsgräfin immerhin in der Gesellschaft eine eben so bedeutende Position einnehmen, als —

Als wenn sie die Gemahlin eines kleinen, armen, apanagirten Prinzen wäre, das wollen Sie sagen? Nein, meine Theure, sie wird als regierende Reichsgräfin von Stolberg eine viel bedeutendere Position einnehmen, und ich würde

es niemals wagen, gegen eine so wichtige Person, wie der Graf Stolberg ist, in die Schranken zu treten.

Mein Prinz, sagte Wilhelmine trocken, Sie sind verwegen und kühn genug, um kein Wagniß zu scheuen, wenn Ihr Herz Sie dazu treibt. Darum lassen Sie mich franchement eine Frage an Sie richten: wollen Sie meine Tochter nicht heirathen, weil Sie eine Andere lieben? Ich beschwöre Sie, bekennen Sie mir die Wahrheit, denn ich wiederhole Ihnen, die Zukunft meiner Tochter ist davon abhängig, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Niemand erfahren soll, was Sie mir jetzt sagen werden. Also, ehrlich und offen: lieben Sie eine Andere?

Nun denn, erwiderte der Prinz nach kurzem Besinnen, und sein bewegliches Antlitz nahm jetzt eine ernste, entschlossene Miene an, nun denn, ehrlich und offen: ja, ich liebe eine Andere.

Und Sie werden diese Andere heirathen, ohne zu fürchten, sie unglücklich zu machen?

Der Prinz legte seine Hand auf Wilhelminens Schulter. Ich bitte Sie, Freundin, fragen Sie mich nicht, es thut mir wehe, denn mein Herz ist so wund, daß die Berührung eines Rosenblattes oder Ihres zarten Fingers ihm schon

Schmerzen bereitet. Verlangen Sie also kein weiteres Bekentniß als dies: ich liebe! Aber es ist keine Liebe, die mit einer Heirath oder dem Glück enden könnte, sondern eine Liebe des Schmerzes, der Kämpfe und vielleicht sogar des Verbrechens, — eine Liebe, die wie ein Meteor über meinem Haupte aufglänzt und wie ein Meteor verlöschen wird. Das ist Alles, was ich sagen kann. Und nun, meine liebe Freundin, haben Sie Mitleid mit mir und verdammen Sie mich nicht.

Sie reichte ihm mit einem traurigen Lächeln ihre Hand dar. Wir bleiben Freunde, sagte sie, auch wenn die Wünsche, welche ich hegte, nicht in Erfüllung gingen; auch indem ich weiß, daß das, was Sie mir gesagt haben, die schönen Augen meiner Tochter trüben wird. Ich beklage Sie nicht um Ihrer Liebe willen, denn es ist göttlich schön, so zu lieben, wie Sie es thun, — schöner, vom Blitz erschlagen zu werden, als langsam an der Nachtlampe der Gewöhnlichkeit sein Herz verbrennen zu lassen. Leben Sie wohl, mein Prinz, und nicht wahr, wir bleiben Freunde?

Wir bleiben es, sagte er, die dargereichte Hand Wilhelminens an seine Lippen ziehend. Wenn Sie je eines Freundes bedürfen, so rufen

Sie mich, und nie werde ich Ihren Ruf überhören.

Und ich sage dasselbe von mir. Wenn Sie je eines Freundes bedürfen, und — fügte sie lächelnd und zögernd hinzu — wenn je die Machinäer gar zu dringend werden und keine Opfer mehr darbringen wollen, so wenden Sie sich an mich, ich werde mich immer freuen, Ihnen hülfreich zu sein. —

Sie trennten sich, und Prinz Louis kehrte sinnend und gedankenvoll in seine Wohnung zurück. Auf dem Vorplatz trat ihm sein Kammerdiener mit erschrockener Miene entgegen. Um Gottes willen, königliche Hoheit, warum kommen Sie über die Haupttreppe. Der ganze Vorsaal ist voll Menschen.

Ach, ich verstehe, sagte der Prinz lächelnd, Du willst nicht sagen voll Menschen, sondern voll Gläubiger.

Es ist so, königliche Hoheit; es ist heute der Erste des Monats, und es scheint, daß Eure königliche Hoheit an diesem Tage Zahlung versprochen haben. Es sind drei Männer aus dem Judenviertel da, außerdem der Juwelier und der Tapezierer, und sie schwören Alle, daß sie

das Vorzimmer nicht eher verlassen würden, bevor sie bezahlt wären.

Du hast recht, sagte der Prinz, indem er sich umwandte. Es war eine Thorheit von mir, die Haupttreppe herauf zu kommen. Ich werde mich bescheidentlich, wie es einem demuthsvollen Schuldner geziemt, über die Hintertreppe hinaufschleichen.

Er wandte sich um und schritt die Treppe wieder hinunter.

Aber, königliche Hoheit, rief der Kammerdiener flüsternd hinunter, was soll ich den Leuten sagen?

Der Prinz blieb stehen, und schaute mit ernstem Gesicht zu dem Kammerdiener empor, der sich über das Treppengeländer lehnte. Unglücklicher! was Du ihnen sagen sollst? Du sollst ihnen sagen: wenn sie mir heute die doppelte Summe von dem leihen wollen, was ich ihnen schuldig bin, so will ich ihnen dafür ein Viertel ihres Contos bezahlen. Ich hoffe, sie werden mit diesem billigen Abkommen zufrieden sein.

Und der Prinz ging mit ehrbarem Gesicht die Treppe hinunter, schlüpfte über einen kleinen Hofraum, und erreichte ungefährdet die Hintertreppe, über welche er unbemerkt in seine Gemächer gelangen konnte.

Aber es schien, als ob die Machinäer und Gläubiger mit dem Abkommen, welches der Prinz ihnen anbieten ließ, durchaus nicht zufrieden wären, sondern sich darüber ein wenig empört fühlten.

Der Prinz, welcher sich in seinem Wohnzimmer befand, das nur durch eine Thür von dem Vorsaal getrennt war, vernahm ganz laut ihre zürnenden und scheltenden Stimmen, und er lachte dazu, schlich leise zur Thüre hin und schaute durch das Schlüsselloch.

Ja, murmelte er leise vor sich hin, da ist der Tapezierer Vollgold. Er hat mir die Wohnung der kleinen Tänzerin ausmöblirt, denn das arme Ding war gar zu schlecht situirt, und sie dauerte mich. Sie ist nach Frankfurt gekommen, um hier ihr Glück zu machen, aber in dem Gerüll von Möbeln konnte sie keine Grafen und reichen Herren empfangen, und darum bin ich ihr hülfreich gewesen. Es ist dem Tapezierer ganz recht, daß er warten muß, denn er hat mir den vierfachen Preis abgefordert. Ach, und da ist auch der Juwelier Meinert! Es ist wahr, ich bin ihm Einiges schuldig. Diese kleinen Damen von der Oper lieben die Brillanten so sehr, und Mademoiselle Lucie war gar zu sehr

entzückt über meinen Vorschlag, ihr statt der Armbänder, welche die Anderen tragen, ein Paar mit Brillanten besetzte Spangen für ihre kleinen Füße zu geben, welche sie um ihre kleinen schlanken Knöchel legen konnte. Er mag warten, der Juwelier. Und da sind die Machinäer mit ihren abscheulichen Gesichtern, die nach Wucher und Procenten riechen. Pfui, ich rieche es sogar durch das Schlüsselloch. Sie mögen warten, Alle warten.

Er richtete sich von dem Schlüsselloch wieder empor und trat leise zurück; aber er hatte vergessen, den Riegel vor die Thüre zu schieben.

Jetzt hörte man draußen ein lautes Getöse, scheltende und zürnende Stimmen.

Dann ward die Thür heftig aufgerissen, und drei oder vier Männer stürzten mit wüthenden Geberden herein, während man durch die weitgeöffnete Thür den Kammerdiener im Vorzimmer am Boden liegen sah.

Gnädiger Herr, wir müssen unser Geld haben!

Königliche Hoheit, wir müssen bezahlt werden, wir können nicht länger warten.

Es war ein wüstes Geschrei durcheinander, und Prinz Louis, welcher mitten im Zimmer

stand, hörte ihnen lächelnd und mit vollkommener Ruhe zu.

Sie müssen Ihr Geld haben? sagte er, als der Wuthausbruch der empörten Gläubiger endlich verstummte, Sie können nicht länger warten? Das ist sehr schön, meine Herren, aber ich bitte Sie, mir nur ein Mittel anzugeben, wie Sie Ihr Geld bekommen wollen, wenn Sie es mir nicht leihen, um Sie zu bezahlen.

Aber königliche Hoheit haben uns für den heutigen Tag Zahlung versprochen!

Unter der Voraussetzung, daß Sie mir vorher am heutigen Tage Geld leihen. Wenn Sie das nicht wollen, so ist es Ihre eigene Schuld, wenn Sie nicht bezahlt werden. Aber wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, so bleiben wir auch ferner gute Freunde, und sobald ich majorenn bin, sollen Sie nicht allein bei Heller und Pfennig bezahlt werden, sondern ich ernenne Sie auch zu meinem Hofbanquier. He, mein lieber Baruch David, ich mache Ihnen einen Vorschlag, bezahlen Sie den Herrn Juwelier, und geben Sie mir außerdem hundert Louisd'or, denn ich brauche ganz nothwendig Geld.

Und die zweihundert Louisd'or, die königliche Hoheit mir schulden? —

Die schreiben Sie nicht in den Rauchfang, sondern in Ihr großes Buch, sagte der Prinz ernsthaft, — fügen mit der Genauigkeit eines guten Rechenmeisters alle Monate Ihre Zinsen hinzu, und am Tage des jüngsten Gerichts, oder vielmehr am Tage meiner Majorennität, da finden Sie sich mit Ihrem großen Buche bei mir ein, und ich bezahle meinen Hofbanquier Baruch David.

Er sah den Wucherer mit so freundlicher und lächelnder Miene an, daß dieser ebenso von seiner Erscheinung als von seinen Worten sich beruhigt fühlte.

Eure königliche Hoheit geben mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie am Tage Ihrer Majorennität mich bezahlen und mir den Titel geben wollen? fragte er.

Der Prinz nickte. Mein Ehrenwort, Baruch David!

Der Jude bedachte sich einen Moment und wandte sich dann an den Tapezierer. Geben Sie mir die Rechnung, Herr, ich will sie bezahlen; kommen Sie hier in's Vorzimmer, ich habe Geld bei mir, denn ich dachte mir schon, daß es so kommen würde.

Die Beiden gingen hinaus in das Vorzimmer,

und der Prinz wandte sich jetzt an die anderen beiden Wucherer, um auch ihren Zorn zu besänftigen und sie zu neuen Zahlungen geneigt zu machen. Aber sie schüttelten trotzig ihr Haupt, und es gelang dem Prinzen endlich nur, eine weitere Hinausschiebung der Zahlungsfrist von ihnen zu erwirken.

Und ich? — königliche Hoheit! fragte der Juwelier, als die Beiden sich entfernt hatten, ich warte schon so lange, und Sie werden nicht verlangen, daß die Zahlung noch länger hinausgeschoben wird.

Ich verlange es auch gar nicht, mein Lieber, sagte der Prinz stolz. Haben Sie nicht gehört, daß Baruch David mir zweihundert Louisd'or versprochen hat? Wie viel beträgt denn Ihre Rechnung?

Gnädiger Herr, sie beträgt gerade eben so viel, zweihundert Louisd'or.

Nun also, mein Lieber, Sie sehen, daß ich für Sie gesorgt habe. He! Baruch David, sind die zweihundert Louisd'or bereit?

Ich habe sie eben hier auf dem Tisch aufgezählt, gnädiger Herr, sagte Baruch David, indem er auf der Thürschwelle erschien.

Sie hören 'es, Herr Juwelier, mein Hof=

banquier der Zukunft hat das Geld für Sie aufgezählt, sagte der Prinz. Geben sie mir nun Ihre Quittung, und nehmen Sie Ihr Geld, wir sind fertig.

Der Juwelier verneigte sich tief. Und nicht wahr, königliche Hoheit werden mir doch die Gnade erzeigen, mir nicht Ihre Kundschaft zu entziehen?

Ich werde Ihnen diese Gnade erzeigen, sagte der Prinz mit einem stolzen Neigen seines Hauptes. Es kann sein, daß ich schon morgen einiger Juwelen bedarf. Wenn Sie etwas Neues und Schönes haben, so bringen Sie es mir. Adieu! Baruch David, kommen Sie einen Augenblick herein zu mir, und schließen Sie hinter sich die Thür!

Der Jude trat wieder in das Zimmer, und drückte langsam die Thür hinter sich in das Schloß.

Prinz Louis ging mit lebhaften Schritten einigemal in dem Zimmer auf und ab, während der Jude mit demüthiger Miene an der Thüre stand, und nur zuweilen es wagte, das Auge zu dem Prinzen zu erheben und ihn anzuschauen.

Jetzt blieb Louis vor ihm stehen, und legte sanft die Hand auf die Schulter des kleinen,

verwachsenen Menschen. Baruch David, sagte er mit sanfter Stimme, Sie sind ein guter Mensch, und ich möchte Ihnen nichts zu Leide thun, und möchte Sie nicht täuschen. Sie wissen doch, daß ich erst zwanzig Jahre alt bin, und daß es noch zwei Jahre dauert, ehe ich majorenn werde?

Ich weiß das, königliche Hoheit, sagte Baruch David, und die schwarzen Augen richteten sich zu der hohen Gestalt des Prinzen empor mit einem Ausdruck voll Liebe und Bewunderung. Ja, ich weiß das, königliche Hoheit. Ich habe noch zwei Jahre zu warten, und ich werde warten. Aber es ist mir lieb, daß der Prinz die Gnade hatte, mich zu sich herein zu rufen, denn ich habe ihm auch etwas zu sagen: die Menschen glauben, daß das Gesindel in der Judengasse kein Herz und keine Ehre im Leibe habe. Sie schließen des Abends die eisernen Thore zu, die uns von der Stadt Frankfurt trennen, denn sie meinen, wir sind Alle Diebe und Mörder, und ihr Hab und Gut wäre nicht sicher vor uns. Aber am Tage, wenn die Thüren auf sind, da kommen die Christen zu den verachteten Juden in die Gasse, und sprechen und flüstern manch' zärtliches und bittendes Wort, daß der Jude ihnen soll Geld leihen. Und nachher meinen sie doch, sie

wären ihm keinen Dank dafür schuldig, weil er hohe Procente nimmt, — der Jude, der rechtlos ist, wenn er die Schuld einklagen und den Gläubiger vor Gericht ziehen will! Die Christen machen uns schlecht, und nachher verachten sie uns, weil wir schlecht sind. Aber wir sind es doch nicht ganz, gnädiger Herr, und wir haben auch ein Herz in unserer Brust. Und ich weiß nicht, wie es zugeht; aber wenn ich Eure königliche Hoheit ansehe, so klopft mein altes Judenherz, und es macht mir Freude, einen so schönen und jungen Prinzen zu sehen, der selbst mit dem Juden menschlich umgeht. Und darum wollte ich nur sagen, fuhr er mit demüthiger Miene und mit niedergeschlagenen Augen fort, als schäme er sich selbst dessen, was er sagen wollte, darum wollte ich nur sagen, königliche Hoheit, daß ich von Ihnen keine Wucherzinsen nehmen kann. Fünf Procent, das ist der gewöhnliche Satz, den jeder vornehme christliche Banquier anschreibt; und so werde ich denn auch nur fünf Procent anschreiben für die vierhundert Louisd'or bis zum Tage der Volljährigkeit meines Prinzen. Und die Zinsen brauchen nicht vorher bezahlt zu werden, sondern erst am Tage der Volljährigkeit, und ich rechne auch nicht Zins auf Zins.

Aber Mensch! rief Prinz Louis erstaunt, wie kommst Du nur zu solcher Großmuth? Du opferst mir ein Capital. Was bedeutet das?

Ich weiß es selber nicht, sagte der Jude sinnend. Es ist so etwas in mir, was es nicht anders leidet. Aber ich weiß es auch vielleicht, und ich will es Ihnen sagen, Prinz. Sie haben vorhin Ihre Hand auf meine Schulter gelegt, und das hat mir wohlgethan bis in's Herz hinein. Die Anderen möchten uns immer nur mit Füßen stoßen. Und Sie sind doch ein Prinz, und haben mir die Hand auf die Schulter gelegt! Und dann ist etwas in Ihrer Stimme, das klingt wie Musik, und ich muß dabei immer an meinen Sohn denken! Der hatte eine solche Stimme wie Sie, und es war mein einziges Kind. Er starb vor Kummer darüber, daß die Menschen ihn so verachteten, und wie er im Sterben lag, da faßte er meine Hand und sagte: „Vater, ich gehe in den Himmel, wo die Juden auch Kinder Gottes sind, und wo Erbarmen ist. Denke daran, Vater, und laß Dein Herz nicht verhärten, sondern hoffe auf den Himmel." — Wie er dann zurücksank, und gar so verklärt aussah, da war er schön, und ich meine, — wenn Eure königliche Hoheit es nicht übel nehmen — er glich Ihnen,

er hatte gerade so ein jugendfrisches, selig leuchtendes Angesicht wie Sie. Und darum geht mir das Herz auf, wenn ich Eure königliche Hoheit sehe, denn ich denke an meinen einzigen Sohn, der im Himmel ist, wo die Juden auch Kinder Gottes sind. — Der Alte verstummte, denn die Stimme brach ihm in Thränen.

Vor ihm stand Prinz Louis; der sagte auch nichts, aber die Thränen rannen ihm über die Wangen nieder; und plötzlich — seinen innersten und heiligsten Gefühlen nachgebend — trat er dicht zu dem Juden heran, legte seinen Arm um den Nacken des alten Mannes und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

Baruch David, das ist ein Kuß, den Dir Dein Sohn sendet, Dein Sohn, der im Himmel auf Dich wartet, wo auch die Juden Kinder Gottes sind.

Der Alte schrie laut auf und sank wie zerbrochen auf seine Kniee nieder. Oh, gnädigster Herr, Sie haben den alten Juden geküßt. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Von heute an will ich sagen, daß die Menschen — nicht blos im Himmel, die Kinder Gottes sind, sie sind es auch auf Erden. Ich danke Ihnen, mein Prinz. Sie haben meine alten Tage verklärt, aber

Niemand soll es wissen und erfahren, was Sie an mir gethan haben; es soll ein Geheimniß bleiben zwischen mir und Gott. Aber eine Gnade müssen Sie mir erzeigen, eine einzige Gnade.

So sprich nur, Baruch David. Was soll es sein?

Sie erlauben dem alten Juden, daß er die vierhundert Louisd'or nicht in sein Contobuch einschreibt. Sie sind bezahlt, überreich bezahlt! Mit dem Kuß, den Sie mir gegeben, haben Sie das ganze Conto gelöscht. Nicht wahr, Sie arlauben mir das, Prinz?

Nein, mein Alter, sagte der Prinz ernst, es würde ja aussehen, als wäre ich deshalb gut gewesen, damit Du noch besser sein solltest. Nein, Alter, es muß so bleiben wie es ist, und am Tage meiner Volljährigkeit zahle ich Dir Dein Capital und Du wirst mein Hofbanquier.

Aber ich hoffe, königliche Hoheit werden doch noch zuweilen die Güte haben, von mir zu leihen? fragte der Jude ganz demüthig und dringend, indem er langsam sich von seinen Knieen erhob.

Hoffe das nicht, Baruch David, sagte der Prinz lachend, es wäre ein schlechtes Geschäft, was Du da machtest, und Du wenigstens sollst nicht durch mich leiden. Lebe wohl, mein Alter,

und ich sage nicht, vergiß mich nicht, denn ich weiß, Du wirst an mich denken.

Er reichte dem Juden seine Hand dar, und dieser küßte sie inbrünstig, und die Thränen erstickten seine Stimme, daß er nichts mehr sagen konnte, sondern schweigend hinausging.

Prinz Louis schaute ihm mit einem langen sinnenden Blicke nach. Wir sind doch hartherzige, grausame Menschen, wir Christen, sagte er leise vor sich hin. Ich will's mir vornehmen, immer gut zu sein gegen das Judenpack, und nicht zu vergessen, daß auch sie die Kinder Gottes sind, selbst wenn sie mich zwingen sollten, Wucherzinsen zu zahlen. Diesmal wäre die Affaire wieder beigelegt, und wir könnten nun wieder neue Schulden machen, da die alten bezahlt sind. Aber ich will doch vernünftig sein, und will damit so lange warten, als es irgend möglich ist. Meine gnädigste Frau Mutter wird ja wohl Vernunft annehmen und mir auf meinen Klagebrief einige Tausend Thaler schicken, und dann sind wir wieder flott.

Gnädigster Herr, sagte der Kammerdiener, indem er leise und vorsichtig die Thür öffnete, es ist ein Herr im Vorzimmer, der dringend

wünscht, von Eurer königlichen Hoheit Audienz zu erhalten.

Noch ein Gläubiger? rief der Prinz erschrocken.

Der Kammerdiener verneinte. Ich glaube nicht, denn er bittet sehr demüthig und meint, es wäre eine große Gnade, welche Eure königliche Hoheit ihm erweisen würden, wenn Sie ihn annähmen. So pflegen die Gläubiger nicht zu sprechen.

Ach, rief der Prinz lachend, es kann ein Wolf sein, der sich in Schafskleider gesteckt hat, um auf diese Weise zu mir zu kommen. Aber immerhin, bin ich mit den Anderen fertig geworden, werde ich es auch mit dem werden. Laß ihn eintreten! Wie heißt er denn?

Er hat mir seine Karte gegeben; hier ist sie, königliche Hoheit zu Befehl.

„Herr Adalbert, Violinist und Componist," las der Prinz von der kleinen dargereichten Karte. Du hast recht, Louis, das ist kein Gläubiger, das ist höchstens Einer, der Schuldner werden möchte. Laß ihn eintreten!

9.

Das Concert.

Ein junger blasser Mann, in buntem Frack und weißer Cravatte, trat ein und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Der Prinz empfing ihn mit der Freundlichkeit und dem Wohlwollen, welches er stets den Künstlern, und vor allen den Musikern bewies. Er fragte liebreich nach dem Begehr des jungen Mannes, der stotternd und verlegen erzählte, daß er beabsichtige, ein Concert in Frankfurt zu geben, daß er in großer Geldverlegenheit sei und nicht wisse, was aus ihm werden solle, wenn das Concert ihm keinen Gewinn abwerfe. Er müsse deshalb Subscribenten sammeln, und bäte daher, daß der Prinz sich auf die Liste schreibe.

Er hatte das Alles stockend, erröthend und

mit tief trauriger Stimme gesagt, und man merkte es dem Wesen des jungen Künstlers wohl an, wie tief beschämt und gedemüthigt er sich von der Nothwendigkeit fühlte, seine Kunst so zu erniedrigen, um das tägliche Brot für sich zu erbetteln.

Auch Prinz Louis war, während er ihn anhörte, erröthet und hatte beschämt die Augen niedergeschlagen, denn er wußte, daß er dem Armen nicht zu helfen vermöge, und daß seine Lust am Geldausgeben ihn diesmal der Freude beraubte, dem Künstler ein Wohlthäter zu sein.

Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen, sagte er mit sanfter Stimme, und ich schäme mich, daß ich es nicht kann. Nehmen Sie es nicht für eine leere Phrase, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen gern ein paar Hundert Thaler geben möchte, wenn ich sie nur hätte. Aber ich habe sie nicht, und es fehlen mir augenblicklich die Mittel, sie herbeizuschaffen. Ich will Ihnen gern meine Gegenwart zu Ihrem Concert zusagen und mich auf Ihre Subscribentenliste mit einigen Billets einschreiben; das ist leider Alles, was ich kann.

Es ist genug für mich, Prinz, sagte der junge Mann mit einem traurigen Lächeln. Mein

Name ist noch unbekannt, und obwohl ich mit stolzem Selbstgefühl sagen darf, daß ich wirklich ein Künstler bin, so wird doch Niemand mein Concert besuchen, um einen unbekannten Künstler zu hören. Wenn aber der Name eines Prinzen, der so musikalisch ist wie Eure königliche Hoheit, an der Spitze meiner Liste steht, so darf ich hoffen, daß die vornehme Welt Ihrem Beispiel folgt und mich hört. Und damit ist der erste Schritt gethan, und ich hoffe, daß dann das zweite Concert um meiner selbst willen besucht wird. Darum danke ich Eurer königlichen Hoheit aus tiefster Seele, denn Sie werden der Begründer meiner Zukunft sein.

Der Prinz nickte, nahm den dargereichten Subscriptionsbogen und schrieb seinen Namen an die Spitze desselben.

Hier, mein Freund, sagte er, ich habe vier Billets gezeichnet, und Sie erlauben mir jetzt, daß ich den Betrag mit vier Ducaten zahle.

Aber der Künstler wies das Geld, welches der Prinz ihm darreichen wollte, mit Entschiedenheit zurück.

Königliche Hoheit, Sie haben mir Ihre Protection gewährt, und Ihr Name, der auf dem Papier da steht, ist die schönste Bezahlung, die

ich nur wünschen konnte. Sie werden mich nicht so sehr demüthigen wollen, daß Sie mich ganz und gar als einen Bettler betrachten. Ich danke Ihnen für die erzeigte Wohlthat, und ich hoffe, wenn mein Concert zu Stande kommt, werden Sie finden, daß Sie dieselbe nicht an einen Unwürdigen verschwendet haben.

Er verneigte sich und ging hinaus.

Es ist doch abscheulich, wenn man kein Geld hat, murmelte der Prinz vor sich hin. Der junge Künstler sah so ehrlich und so gut aus, und ich hätte ihm so gern geholfen.

Auf einmal zuckte er zusammen, riß die Thür auf, und da er sah, daß der Künstler nicht mehr im Vorzimmer war, rief er eifrig nach seinem Kammerdiener.

Als dieser ganz erschrocken herbeistürzte, schrie der Prinz: Der junge Mann soll wieder zu mir kommen, lauf' ihm nach, Louis, sage dem Herrn, ich habe ihn dringend zu sprechen. Er wird kaum auf der Straße sein. Lauf' ihm nach und führe ihn zurück!

Der Kammerdiener stürzte von dannen, und wenige Minuten später trat Herr Adalbert athemlos und keuchend wieder in das Wohnzimmer des Prinzen ein.

Eure königliche Hoheit haben befohlen?

Ja, mein Lieber, sagte der Prinz, ich habe Sie gebeten, noch einmal herauf zu kommen. Es ist mir ein Mittel eingefallen, wie ich Ihnen doch vielleicht helfen könnte, und wie wir vielleicht sicher darauf rechnen können, ein volles Concert zu bekommen. Vorläufig ist mein Name allerdings hier in Frankfurt bekannter als der Ihre, und darin liegt ein Mittel, Ihnen zu helfen. Lassen Sie große Zettel annonciren, heften Sie dieselben an alle Ecken; lassen Sie mit großen Lettern in der Zeitung drucken, daß Sie ein Concert geben, und daß in demselben der Prinz Louis Ferdinand ein Clavier-Concert seiner eigenen Composition spielen wird.

Aber, königliche Hoheit! rief der Künstler entzückt und erschrocken zugleich. Das ist ja unmöglich!

Unmöglich? Weshalb denn? fragte der Prinz lächelnd. Glauben Sie, ich werde Fiasco machen? Fürchten Sie nichts. Ich hoffe, Ihnen Ehre zu machen, und ich werde bis zum Concert noch tüchtig üben. Nun gehen Sie, sagen Sie kein Wort weiter. Kündigen Sie Ihr Concert an, und vor allen Dingen, mein Lieber, setzen Sie den Preis jedes Billets auf einen Louisd'or fest.

Glauben Sie mir, Sie werden ein volles Concert haben, und nachher wird es Ihre Sache sein, durch Ihre Künstlerschaft sich ein zweites Concert zu sichern.

Gnädiger Herr, rief der Künstler entzückt, Sie sind nicht blos ein Prinz, Sie sind ein edler und ein guter Mensch. Und das ist mehr werth, als alle Ordenssterne und alle Titel und Würden der Erde. Mögen alle Engel des Himmels und alle Cherubinen der Tonkunst Sie belohnen für die Güte, welche Sie mir erweisen. —

Zwei Tage später fand das Concert des Violinisten Adalbert in dem größten Concertsaale Frankfurts wirklich statt.

Schon am Tage vorher war kein einziges Billet zu demselben mehr zu haben gewesen. Die großen Anschlagzettel, welche an allen Straßenecken angeheftet gewesen und es der Stadt Frankfurt verkündet hatten, daß der allgemein bewunderte und geliebte Prinz Louis in einem Concert öffentlich spielen werde, hatten bewirkt, daß Jedermann sich beeilt hatte, trotz des theuren Preises, sich mit Billets zu diesem Concert zu versehen. Alle schönen Damen der Aristokratie, des Adels wie des Geldes wollten bei diesem Concert anwesend sein. Und diejenigen, welche

nicht hoffen konnten, sonst irgend jemals wieder Gelegenheit zu haben, das gerühmte Clavierspiel des Prinzen zu hören, waren entzückt, mit einem Goldstück sich diese Gelegenheit erkaufen zu können.

Der Saal war daher überfüllt, und als der Prinz auf der Estrade erschien, auf welcher man den Flügel für ihn aufgestellt hatte, brach ein solcher Sturm des Beifalls aus, daß es Minuten dauerte, ehe die Stille wieder hergestellt war.

Dann aber, als der Prinz Louis, blaß vor Aufregung, und doch lächelnd vor Vergnügen, sich an das Instrument setzte und zu spielen begann, dann herrschte in dem großen Raum eine athemlose Stille.

Die glänzenden Augen aller der schönen, jungen, geputzten Damen waren mit zärtlichem Entzücken auf den schönen, jungen Mann gerichtet, der nicht blos ein Prinz, sondern ein wirklicher Virtuose war. Die Augen der ernsten Männer und Künstler selbst leuchteten vor Vergnügen über das schöne Spiel und die schöne Composition. Man war aus Neugierde gekommen, und fand nun mit Erstaunen, daß man einen wirklichen Kunstgenuß habe.

Und das Erstaunen brach in jubelnden Beifall

aus, als der Prinz den Vortrag seiner Composition beendet hatte, und von dem Clavier sich erhob. Er wollte sich entfernen, aber immer wieder fiel der laute Applaus wie ein goldener Regen über ihn her. Und er verneigte sich lächelnd und grüßte nach allen Seiten hin. Er mußte endlich dem leidenschaftlichen Verlangen nachgeben und sich wieder an's Clavier setzen, um zu spielen.

Es war ein vollkommener Triumph; aber nicht minder glänzend war auch der Triumph des jungen Künstlers, der dem genialen Prinzen nicht blos einen vollen Saal und eine volle Börse, sondern auch Ruhm und Glück verdankte, denn er war ein großer und wirklicher Künstler.

Das sagte ihm der laute und entzückte Beifall des Publikums, welches von diesem Tage an in allen Städten Deutschlands und Europas durch Jahrzehnte lang ihm entgegenjubelte.

Als er nach dem Concert dem Prinzen mit lauten und beredten Worten seinen Dank ausdrückte, reichte ihm dieser lächelnd seine Hand dar.

Mein Lieber, sagte er, ich glaube, ich habe Ihnen mehr zu danken, als Sie mir, und Sie haben mich heute eine Speise kosten lassen, die schöner ist wie Ambrosia, und berauschender

wie Nektar. Als die Menschen mir so entgegen jubelten, und als diese wunderbare Musik des Händeklatschens mich umrauschte, da hatte ich ein Gefühl, als wäre ich der Erde entrückt; und kein Feldherr kann stolzer sein über eine gewonnene Schlacht, als ich es in jenem Moment war. Wahrhaftig, wenn ich nicht die Ehre hätte, ein Soldat zu sein, so möchte ich ein Künstler sein. Die Trompeten, welche zur Schlacht rufen, klingen nicht schöner, können keine köstlichere Musik machen, als die Hände, welche uns Beifall klatschen. Sie haben mir für nichts zu danken, denn ich habe meinen Lohn dahin.

Eine Schaar von Cavalieren, welche alle dem Concert beigewohnt hatten, näherte sich jetzt dem Prinzen, der mit dem Künstler auf der Estrade stand. Aller Lippen flossen über von Bewunderung und Dank, und Jeder pries mit lauten Worten die seltene Künstlerschaft des Prinzen.

Auf einmal zuckte er zusammen, und eine glühende Röthe schoß über sein Gesicht hin.

Er hatte da unter Denen, welche ihn umdrängten, Einen gesehen, den er in seinem Herzen vielleicht lange vergeblich gesucht, und nach dem zu fragen ihm verboten worden.

Es war der Baron von Ehrenberg, welcher jetzt durch die Schaar der Cavaliere sich Bahn machte und sich dem Prinzen näherte.

Gnädiger Herr, erlauben Sie mir, daß auch ich Ihnen meine Huldigung darbringe. Ich bin entzückt über den glücklichen Zufall, der gerade heute mich nach Frankfurt führte. Ich darf doch hoffen, daß königliche Hoheit sich noch meiner erinnern?

Oh, gewiß! Wie können Sie denken, daß ich Sie vergessen hätte, Baron von Ehrenberg, sagte der Prinz befangen. Sie sehen, ich weiß Ihren Namen sehr wohl. Wir trafen uns im Feldlager beim Grafen von Artois.

Wie gnädig von Eurer königlichen Hoheit, daß Sie mich nicht vergessen haben, schmeichelte der Baron. Hätte ich ahnen können, daß Eure königliche Hoheit so gnädig sind, sich meiner zu erinnern, würde ich mir längst erlaubt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Denn ich bin öfter in Frankfurt gewesen, aber immer nur auf kurze Zeit; und wie sehr wird es meine Gemahlin beklagen, daß sie nicht auch diesem wundervollen Concert hat beiwohnen können.

Sie ist also nicht hier? fragte der Prinz mit

abgewandtem Gesicht und anscheinend gleichgültiger Miene.

Nein, königliche Hoheit, sie ist nicht hier, sie hat die seltsame Laune, durchaus in Schloß Windeck bleiben zu wollen. Wir pflegen sonst den Winter in Coblenz zu verleben; aber königliche Hoheit wissen, die schönen Frauen haben Launen, und meine Gemahlin wollte diesen Winter durchaus in der Einsamkeit von Schloß Windeck verweilen.

Sie ist doch nicht krank? fragte der Prinz lebhaft.

Oh nein, königliche Hoheit, sie blüht wie eine Rose, und die Freunde, welche uns besuchen, finden, daß sie nie schöner und heiterer war, als jetzt. Es würde für uns ein unendliches Glück sein, wenn Eure königliche Hoheit uns die Gnade erzeigen wollten, Sie, wenn auch nicht zu unseren Freunden, doch zu unseren Gönnern zählen zu dürfen. Das alte Schloß Windeck würde aufleuchten in neuem Glanze, wenn Eure königliche Hoheit es mit Ihrer Gegenwart beehren wollten.

Der Prinz sah ihm mit einem vollen und strahlenden Lächeln in's Gesicht. Sie laden mich ein, Baron, Sie auf Schloß Windeck zu besuchen?

Wenn Eure königliche Hoheit solche Einladung nicht zu kühn finden, so erlaube ich sie mir.

Es ist eine förmliche und ernsthaft gemeinte Einladung, Baron?

Wahrhaftig, Prinz, man meint es immer ernsthaft, wenn man um die Gewährung eines Glückes bittet.

Nun, da haben Sie meine Gewährung, lieber Baron, ich komme, ich mache Ihnen meinen Besuch auf Schloß Windeck.

Wann kommen Hoheit? Sie sind natürlich immer willkommen, aber ich frage nur, damit ich sicher bin, daß wir nicht das Unglück haben, Sie zu verfehlen.

Wie weit ist es von hier bis Schloß Windeck?

In sieben Stunden ist man dort, königliche Hoheit.

Nun denn, ich komme morgen; aber hören Sie, Baron, sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin nichts davon, ich möchte sie überraschen und es vermeiden, daß sie Vorbereitungen macht. Lassen Sie mich ganz unvermuthet kommen. Empfangen Sie mich wie einen alten Freund sans ceremoniel.

Es soll geschehen, wie Eure königliche Hoheit

es befehlen, sagte der Baron sich tief verneigend. Also morgen.

Ja morgen, erwiderte der Prinz, ihm zum Abschied die Hand reichend.

Dann wandte er sich ab und verließ geflügelten Schrittes den Concertsaal. Vor der Thüre desselben begegnete ihm der junge Künstler und wollte dem Prinzen noch einmal mit glühenden Worten danken.

Aber der lachte, und schlang seinen Arm um ihn und küßte ihn, und rannte dann vorwärts die Straße hinunter.

Und wie er in seiner Wohnung angelangt war, und wie er keuchend vom raschen Laufe auf den Divan sich niederwarf, da breitete er die Arme aus und rief mit entzücktem Tone: Morgen! ich soll sie morgen wiedersehen! Ich habe mein Wort gehalten, habe sie nicht besucht, habe keinen Schritt gethan, sie zu finden, aber die gnädigen Götter wollen, daß ich sie wiedersehe. Ich danke euch, ihr großen, ihr gütigen Götter! Morgen, oh gesegnetes Morgen!

10.
Schloß Windeck.

Hoch oben auf einem Felsen, unweit des grünen Rheinstromes liegt die alte Burg Windeck, der Stammort der alten deutschen Freiherren von Ehrenberg und Windeck.

Einst gehörte die Familie zu den reichsten und angesehensten im ganzen Rheingau, und die mittelalterlichen Sagen von den Burgen am Rhein und deren stolzen Besitzern wußten Vieles zu erzählen von den abenteuerlichen Thaten der Barone von Ehrenberg und Windeck, und von den kühnen und lustigen Streichen, welche sie ausgeführt. Wie sie als Wegelagerer drunten im Walde, welcher die Felsburg umgab, den Kaufleuten aufgelauert, wenn sie von den Messen

in Frankfurt, in Speier und Trier heimkehrend, mit den gefüllten Geldkatzen um den Leib, die Fahrstraße, welche durch den Wald führte, dahin gezogen waren gen Cöln. Mit welchen Künsten und Listen dann die adligen Wegelagerer die bewaffneten Soldaten und Söldner, welche die Kaufleute sich zur Bedeckung und zum Schutze gedungen, verleitet und unschädlich gemacht, und dann die schreienden Kaufleute lachend und mit höflicher Courtoisie von ihren gefüllten Geldkatzen befreit hatten!

In diesen glücklichen Tagen, wo die Wegelagerei ein Vergnügen des Adels und ein stolzes Vorrecht der Burgherren war, hatten die Barone von Windeck und Ehrenberg sich zu Reichthum und Macht aufgeschwungen, und viele Liegenschaften in den fruchtbaren Thälern des Rheingaues waren ihnen zugefallen, und aus den erbeuteten Geldkatzen der Kaufleute waren ihnen Burgen und Schlösser, Weinberge, Waldungen und Ackerland hervorgegangen.

Aber dann waren die schlimmen und gefährlichen Tage der Civilisation und der Gesetze gekommen, in denen die Wegelagerei verpönt worden, und in denen man als eine Schande und ein Verbrechen brandmarkte, was man sonst als

ein herkömmliches Vorrecht der deutschen Reichsbarone und Freiherren betrachtete.

Da hatte sich allmälig der Reichthum und die Macht der Barone von Windeck und Ehrenberg vermindert. Sie hatten sich niemals bequemen mögen, ihre Reichthümer durch eine geordnete Verwaltung zu sichern, ihre Liegenschaf- und Güter durch Bewirthschaftung und Schonung zu verwalten. Allmälig waren die Waldungen und Weinberge verkauft, die Besitzthümer der reichen Barone zusammengeschrumpft.

Besonders der letzte Baron hatte ein arges Verschwenderleben geführt. Die alten Leute aus jener Zeit wußten noch zu erzählen von den üppigen Festen, welche der alte reiche Baron drunten in seinem Landhaus in der Nähe von Coblenz und droben auf seiner Burg Windeck gegeben.

Allabendlich war die Fronte der Fenster erleuchtet gewesen, und hatte weit in den Rheingau die Kunde getragen, daß der Baron von Windeck und Ehrenberg wieder die ganze Nachbarschaft zu einem Feste versammelt habe.

Viel auch hatte man erzählt von der köstlichen Einrichtung der Burg Windeck, von den Pferden, welche drunten in dem Marstall neben dem Land-

haus gepflegt wurden, von den Parkanlagen und der Ueppigkeit der Tafel, die von Silbergeschirr strotzte.

Und leise hatte man sich in's Ohr geflüstert: der Baron von Windeck sei ein arger Schalk und Spieler, und die Reichthümer habe er zusammengebracht an der Spielbank, die er unter einem andern Namen in einigen Orten am Rhein unterhalte.

Aber dann waren unglückliche Zeiten gekommen. Einige kühne Russen und Engländer hatten mehrfach die Bank gesprengt, und beinahe eine Million war verloren gegangen.

Da hatte der alte Baron von Windeck — das erzählten die Leute — in seiner Verzweiflung das gethan, was vorher mancher Spieler gethan, welcher an seiner Bank Reichthum und Ehre verloren, er hatte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht.

Sein Erbe, der jetzige Baron von Ehrenberg, hatte aus dem Ruin seines Vaters wenig gerettet. Aber er war den alten Traditionen seines Hauses doch treu geblieben und hatte immer ein lustiges und frohes Leben geführt, besonders seit er sich mit einer schönen jungen Dame vermählt hatte, die ihm freilich kein Vermögen mit-

gebracht hatte, sondern die Tochter eines armen Edelmannes war, der sich an der Spielbank ruinirt und dann erschossen hatte. In einem Anfall von Edelmuth hatte der alte Baron von Ehrenberg die Tochter dieses Unglücklichen, damals noch ein Kind, zu sich genommen, hatte sie in eine Erziehungsanstalt gegeben, und nach seinem Tode hatte sein Sohn sich mit ihr vermählt.

Sie lebten auf Burg Windeck, und nach und nach begann dort wieder ein lustiges und fröhliches Leben.

Woher der Baron von Ehrenberg die Mittel dazu nahm, das wußte Niemand. Denn sein Vater hatte ihm nur Schulden hinterlassen, und die alte Burg Windeck war das Einzige, was ihm geblieben.

Aber schon nach wenigen Jahren hatte der Baron von Ehrenberg sich in Coblenz ein prächtiges Haus bauen lassen. Und wenn er dort im Winter mit seiner Gemahlin residirte, waren da jeden Abend große und glänzende Gesellschaften versammelt gewesen.

Alle vornehmen Herren und Cavaliere des Rheingaues fand man dort an den Winterabenden versammelt, lustige Tanzmusik erschallte durch die Stille der Nacht, Equipagen rollten in der

Frühe des Morgens nach allen Seiten hin, und Fröhlichkeit und Leben war stets in dem schönen Hôtel.

Im Sommer residirte der Baron von Ehrenberg mit seiner Gemahlin dann droben auf der Burg Windeck. Und da war stets ein lustiges Jagen und Treiben von vornehmen Herren und Damen, die zum Besuch hinaufkamen nach der alten Burg. Besonders seit die französischen Emigrirten in Coblenz und dessen Umgebung wohnten, war auf Schloß Windeck ein reiches und üppiges Leben gewesen. Man sagte, der Graf von Artois, der Prinz von Condé und alle die schönen Cavaliere des französischen Hofes seien die täglichen Gäste auf Schloß Windeck gewesen, hätten der schönen Baronin den Hof gemacht und mit dem Baron Jagden veranstaltet, oder ländlichen Vergnügungen obgelegen.

Der Baron, so erzählte man, habe, wenn er auch manche andere Untugenden besitze, wenigstens nicht die Untugend der Eifersucht; er lasse seiner Gemahlin ziemlich viel Freiheit, und habe eigentlich nur e i n e Leidenschaft, die er von seinem Vater geerbt habe, die Leidenschaft des Spiels.

Abends, wenn die Jagd oder der Fischfang,

oder die ländlichen Feste beendet waren, versammelte man sich in dem großen Ahnensaal auf Burg Windeck zu einem andern Feste.

Da reihete man sich um die lange Tafel, und die Karten flogen aus der geschickten Hand des Barons, welcher den Banquier machte, zum Rouge und Noire.

Die Baronin präsidirte an der andern Tafel, und drehte mit ihrer schönen weißen Hand selber das Rad, in welchem die Kugeln des Roulettes lustig rollten.

Auch im Winter, wenn der Baron mit seiner Gemahlin in seinem Stadthause residirte, gab man dergleichen geheime Feste. Und die bösen Zungen wußten viel zu erzählen von ruinirten Cavalieren, die reich in das Hôtel des Barons eingetreten waren, und es vollkommen ausgeplündert wieder verlassen hatten.

Es war daher in der Umgegend sehr aufgefallen, daß in diesem Winter der Baron von Ehrenberg allein in seinem Stadthause drunten in Coblenz residirt hatte, während seine Gemahlin einsam und allein auf Schloß Windeck geblieben war.

Allerlei Vermuthungen flüsterte man sich in's Ohr von großem Unfrieden, welcher zwischen

dem Ehepaar herrsche, und von tiefer Melancholie der schönen Baronin, welche im vorigen Jahre, als die Emigrirten noch in Coblenz waren, die stete Gefährtin der lustigen französischen Gesellschaft gewesen.

Die Baronin wußte vielleicht nichts von allen diesen Gerüchten, oder sie kümmerte sich nicht darum; sie blieb einsam den ganzen Winter hindurch auf Schloß Windeck. Aber ihr Gemahl kam doch allwöchentlich einmal von Coblenz zu ihr herauf und verweilte bei ihr einen Tag lang.

Die Leute drunten im Dorf Ehrenberg waren daher sehr erstaunt, als sie heute, obwohl der Baron erst vor zwei Tagen Schloß Windeck verlassen hatte, seinen Wagen schon wieder den Berg hinauf fahren sahen. Und sie flüsterten einander zu: daß etwas Ungewöhnliches sich müsse begeben haben, denn der Baron galt sonst nicht für einen zärtlichen Ehemann.

Aber die Baronin Eleonore schien ganz und gar nicht erstaunt zu sein. Sie saß in ihrem Erkerzimmer, welches eine weite Aussicht über das Thal bot, in dem Lehnsessel am Fenster und las ruhig weiter in dem Buche, welches sie in der Hand hielt, und schaute gar nicht auf, als ihr Gemahl zu ihr eintrat.

Hat meine schöne Baronin vielleicht nicht bemerkt, daß ihr zärtlicher Gemahl schon wieder da ist? fragte der Baron, indem er dicht zu ihr herantrat und ihr die Hand bot.

Sie legte ruhig das Buch auf den kleinen Marmortisch und hob ihr blasses, schönes Antlitz zu ihm empor. Ich habe es bemerkt, sagte sie.

Und Du heißest mich nicht willkommen, Leonore? Scheinst Dich gar nicht zu freuen, daß ich wieder da bin?

Wozu sollte ich mit Dir Comödie spielen, sagte sie kalt. Es ist genug, wenn wir vor den Leuten uns belügen und uns verstellen. Weshalb sollten wir uns, wenn wir allein sind, die Mühe geben?

Weißt Du, meine Liebe, daß das, was Du da sagst, nicht sehr schmeichelhaft ist? sagte ihr Gemahl. Man sollte wahrhaftig denken, Du wärest meiner überdrüssig und freutest Dich gar nicht, mich hier zu sehen.

Es ist auch wirklich nicht der Fall, erwiderte sie. Du weißt, ich bedarf der Einsamkeit und Stille, um Manches in mir zu überwinden. Und nachdem ich im vorigen Winter so viel für Dich gearbeitet habe, und nachdem wir einen so stürmischen und entsetzlichen Sommer auf der Land-

straße und im Schlachtengewühl verlebt haben, hast Du es mir als eine Gnade bewilligt, daß ich in diesem Winter einige Monate still und unbeschäftigt auf Burg Windeck leben könnte.

Ja, einige Monate, erwiderte ihr Gemahl. Gott sei Dank, diese Frist ist nun abgelaufen, und ich komme, um meine schöne, theure Gemahlin, nach welcher ich mich unbeschreiblich gesehnt habe, nun wieder abzuholen, sie zu bitten, daß sie mich begleite und mit mir wieder unser Hôtel in Coblenz bewohne.

Ich will nicht, sagte sie mit stolzer Ruhe. Nein, ich will nicht zurückkehren in die Schmach und Schande meines früheren Daseins. Es ist genug der Erniedrigung und des Elends, was wir in diesem letzten Jahre gehabt, und ich habe in der Einsamkeit der letzten Monate mich aufgerafft zu dem festen Entschlusse, daß ich die alten Verbrechen nicht wieder erneuern will. Wollte Gott, daß ich in mir die Erinnerung an alle Schmach und Erniedrigung, welche ich erduldet, ertödten könnte. Aber sie geht immer mit mir, sie martert mich Tag und Nacht. Und ich weiß es wohl, ich bin eine Verlorene, eine Ausgestoßene; ich verachte mich selber und schäme mich meiner eigenen Thaten.

Meine Theuerste, sagte der Baron lächelnd, die erste Pflicht der guten Lebensart erfordert, daß man das, was ein Anderer besitzt, dessen er sich freut, und was er geschenkt erhalten, ihm nicht tadelt und bekrittelt. Ich besitze Dich als mein geliebtes Weib, Du machst mir Freude, und Du hast Dich mir geschenkt. Ich bitte Dich also, daß Du den Pflichten der guten Lebensart genügst und meine theure Leonore nicht tadelst und beschimpfst.

Es ist wahr, seufzte sie. Ich bin nichts als ein Werkzeug in Deinen Händen, ein elendes Spielzeug Deiner Launen. Aber ich sage Dir, es ist nun vorüber. Ich wiederhole Dir: ich bleibe hier oben in der Einsamkeit, und die schmachvollen Feste, welche Du drunten in Coblenz feierst, will ich nicht länger mitmachen.

Der Baron zuckte die Achseln, nahm lächelnd einen Stuhl, den er dicht zu dem Stuhl seiner Gemahlin heranzog, und setzte sich neben sie.

Meine theure Leonore, sagte er, wenn Du ein bischen von der gewöhnlichen Untugend der Frauen besäßest, so wärest Du neugierig und erzeigtest mir wenigstens die Ehre, mich zu fragen, weshalb ich wieder hier oben bei Dir sei?

Du hast es mir ungefragt schon mitgetheilt;

Du bist gekommen, mich abzuholen. Aber ich sage Dir, Du bist umsonst gekommen. Ich bleibe!

Nun wohl, sagte lächelnd der Baron, ehrlich gesagt, ich habe noch einen andern Grund, weshalb ich gekommen bin. Ich wollte Dir einen Besuch melden. Den Besuch meines lieben Freundes, der Dich hier oben auf Burg Windeck begrüßen möchte.

Eines lieben Freundes? wiederholte sie, und ihre Lippen zitterten ein wenig. Haben wir denn Freunde?

Es scheint so, erwiderte ihr Gemahl. Ich war gestern in Frankfurt. Einige von den Cavalieren des Königs hatten mich in Coblenz besucht und dann vergessen, daß sie noch eine Ehrenschuld zu bezahlen hätten. Ich ging nach Frankfurt, um sie daran zu mahnen. Ganz Frankfurt war aber gestern in einer eigenthümlichen Aufregung, und weißt Du weshalb? Einfach wegen eines Concerts, das gestern Abend in Frankfurt stattfinden sollte, und auch wirklich stattfand, denn ich gehörte zu den Zuhörern desselben. Es war wirklich ein sehr interessantes Concert, und ich beklage es von ganzem Herzen, daß meine schöne Leonore mich nicht nach Frankfurt begleiten konnte. Es würde Dich

interessirt haben, den Virtuosen zu hören, der in diesem Concert auftrat, und dessen Spiel alle Hörer entzückte und zu wahrhaftem Enthusiasmus hinriß.

Ich bin ziemlich gleichgültig gegen das Virtuosenthum, sagte sie ruhig.

Vielleicht wärest Du es diesmal nicht gewesen, denn, um Dir die Wahrheit zu sagen, dieser Virtuose war der Prinz Louis Ferdinand.

Eine tödtliche Bläße überzog plötzlich ihre Wangen, sie lehnte das Haupt zurück und schloß die Augen.

Nicht wahr? fragte er, das überrascht Dich? Du dachtest nicht, daß der Prinz die Genialität habe, sich öffentlich hören zu lassen, und Du beklagst es, daß Du ihn nicht gehört hast? Ich begreife das vollkommen. Ich selbst war aber ganz entzückt, nach dem Concert die Bekanntschaft mit dem Prinzen erneuern zu dürfen.

Sie fuhr empor und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an.

Du hast den Prinzen gesprochen?

Er nickte lächelnd. Ich habe ihn gesprochen, und königliche Hoheit waren außerordentlich gütig und freundlich zu mir. Er erkundigte sich sehr

theilnehmend nach dem Befinden meiner theuren Gemahlin.

Das ist nicht wahr, rief sie heftig, der Prinz hat das nicht gethan!

Ich glaube, ich veranlaßte ihn dazu, und ich war es, der zuerst von meiner schönen Leonore sprach. Wozu soll ich Dir die ganze Unterredung wiederholen? Genug, ich habe den Prinzen eingeladen, uns auf Schloß Windeck zu besuchen, und Seine königliche Hoheit hatten die außerordentliche Gnade, uns seinen Besuch zuzusagen. Ich habe deshalb die Nacht benutzt, um sofort hieher zurückzukehren und Dir diese erfreuliche Botschaft zu bringen. Und ich glaube, der Prinz wird auch ziemlich ungeduldig sein, die alte Bekanntschaft wieder zu erneuern, und wird noch heute auf Schloß Windeck eintreffen.

Ich werde ihn nicht empfangen! rief sie lebhaft, indem sie aufsprang und mit heftigen Schritten im Gemach auf und ab ging. Nein, ich erkläre es Dir hiermit fest und bestimmt: ich werde den Prinzen Louis Ferdinand nicht empfangen! Ich bin fest entschlossen, ihn niemals wieder zu sehen!

Und ich, sagte er mit lauter, gebieterischer Stimme, ich befehle Dir, daß Du den Prinzen

Louis Ferdinand heute hier empfängst und ihn freundlich willkommen heißest.

Es wird nicht geschehen! rief sie heftig. Ich will nicht länger die Sclavin Deiner Launen sein! Ich will thun, was die Ehre und die Pflicht mir gebietet. Ich werde den Prinzen nicht empfangen.

Und ich bleibe dabei, Du wirst es, wiederholte ihr Gemahl ruhig. Was soll es mit diesen phantastischen Träumen von Ehre und Sitte? Dergleichen liegt doch lange Jahre hinter Dir, und Du hast das unter den Staub Deiner schönen Füße getreten. Man muß wenigstens den Muth haben, Madame, das, was man ist, ganz zu sein; und wenn man eine Vergangenheit hat, wie Sie, und wenn man eine Coquette und keine ehrbare Frau ist, so soll man wenigstens die kühne Entschlossenheit haben, das lustige Leben, das man begonnen, und die fröhlichen Laster, denen man einst so heiter sich ergeben, bis an's Ende fortzuführen. Ich habe Ihnen diesen ganzen Winter über Geduld und Nachsicht bewiesen, aber jetzt ist's genug. Sehen Sie mich an! Ich befehle Ihnen: sehen Sie mich an!

Sie hob langsam, und wie von seinem Blick gebannt, das Auge zu ihm auf, und ganz un=

willkürlich folgte sie seiner Hand und dem ausgestreckten Finger, den er auf den dunkelrothen Fleck auf seiner Stirn legte.

Madame, sagte er mit lauter, fester Stimme, sehen Sie das hier, und gedenken Sie der Vergangenheit.

Sie schauderte in sich zusammen und senkte zitternd die Augen nieder. Es ist wahr, ach es ist wahr, ächzte sie leise, meine Vergangenheit ist das drohende Gespenst, das immer vor mir steht und mich verfolgen wird bis in's Grab hinein. Ich kann diesem Gespenst nicht entgehen, es streckt immer seine Arme nach mir aus und hält mich umfaßt wie mit eisernen Banden.

Es ist indessen auch manches Angenehme, was aus der Vergangenheit in unsere Gegenwart herüber leuchtet, sagte der Baron ernst. Ich sehe da zwei schöne, leuchtende Kinderaugen, und höre zuweilen eine liebliche und melodische Stimme, die mein Herz erquickt wie Musik.

Die Baronin zuckte zusammen, und jetzt schoß eine dunkelrothe Gluth über ihr Gesicht hin.

Ich habe Dir noch nicht Alles erzählt, fuhr ihr Gemahl ruhig fort. Ich war nicht blos in Frankfurt, sondern auch anderswo.

Du warst bei ihr, rief sie mit einem lauten

Schrei, der fast wie ein Jubelruf klang. Du hast sie gesehen?

Der Baron nickte. Ja, ich habe sie gesehen, und ich sage Dir, sie blüht wie eine Rosenknospe; und selbst ich, der ich kein empfindsames Herz habe, muß gestehen, daß mich ihr Anblick entzückte.

Oh, Du hast sie gesehen! rief sie glühend. Erzähle mir von ihr, gedenkt sie meiner, hat sie nach mir gefragt?

Er nickte. Mehr als dieses, sie hat ihre ersten Schreibeversuche gemacht und an Dich geschrieben.

Gieb mir den Brief, Rudolph! rief sie lebhaft. Ich bitte Dich, sei barmherzig, gieb mir den Brief meiner süßen Magdalene.

Gemach, sagte er ruhig, es ist doch schön, daß es noch ein Mittel giebt, um meine schöne Tigerin zu besänftigen, und mir einige zärtliche Laute und Namen zu verschaffen. Ich bin nun wieder Dein Rudolph, und Deine Stimme klingt so sanft und angenehm, wie ich sie lange nicht gehört.

Ich bitte Dich, habe Erbarmen, rief sie flehend. Gieb mir den Brief.

Du sollst ihn haben, sagte er, sowie Du mir Dein feierliches Wort gegeben hast, daß Du

den Prinzen Louis Ferdinand hier empfangen, ihn freundlich willkommen heißen und ganz so gegen ihn sein willst, wie Du sonst gegen die Cavaliere zu sein pflegtest, die uns mit ihrem Besuch erfreuen.

Fordere es nicht von mir, sagte sie feierlich, Du forderst mein Verderben.

Schöne Redensarten, die mich nicht schrecken. Ich wiederhole es Dir: versprich mir, was ich begehre, und ich gebe Dir den Brief Magdalenens.

Versprich Du mir, rief sie, daß Du endlich das entsetzliche Geheimniß lösen willst; versprich mir, daß ich sie einmal, wenn auch ohne daß sie es weiß, sehen soll, und ich will Alles thun, was Du begehrst.

Er lachte laut auf. Das heißt, ich soll den Zauberstab aus der Hand geben, mit welchem ich meine Tigerin zwinge, sagte er. Nein, meine theure Gemahlin, es bleibt bei unserer Verabredung. Erst wenn Du zehn Jahre lang mir eine gehorsame und ergebene Gemahlin gewesen bist, und genau meinen Wünschen und meinen Befehlen gehorsam warst, erst dann werde ich Dir das Geheimniß mittheilen, und Du sollst diejenige sehen, nach welcher Dein Herz sich sehnt.

Es ist ein ungerechtes, ein grausames Verlangen von Dir, sagte sie seufzend.

Er zog statt aller Antwort ein zusammengefaltetes und versiegeltes Papier aus seiner Brusttasche hervor. Hier ist der Brief, er ist Dein, wenn Du mir versprichst, den Prinzen zu empfangen und zu thun, was ich begehre.

Ihre großen Augen richteten sich mit einem Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und Sehnsucht auf den Brief hin, den der Baron hoch in seiner Hand hielt. Es leuchtete wie ein Sonnenstrahl über ihr Antlitz hin, und auf ihre Kniee niedersinkend, hob sie ihre beiden Hände empor und rief:

Gieb mir den Brief, und möge Gott mit mir Erbarmen haben. Gieb mir den Brief, und laß mich lesen, was mein geliebtes Kind mir schreibt.

11.
Wiedersehen.

Zu den Füßen des Felsens, auf welchem die Burg Windeck thront, liegt das Dorf Ehrenberg, das alte Erbgut des Baron von Windeck und Ehrenberg. Einige Jahrzehnte hatte es einen andern Besitzer gehabt, denn bei dem Tode des letztverstorbenen Barons war es seinen Gläubigern mit anheimgefallen und die Beute eines Wucherers geworden. Aber sobald die Vermögensverhältnisse des Sohnes wieder einen Aufschwung genommen und er, Dank seinen unbekannten Hülfsmitteln, wieder ein wohlhabender Herr geworden, hatte er das Stammgut seines Hauses wieder aus den Händen des Wucherers ausgelöst, und er durfte sich jetzt mit Recht wieder den Freiherrn von Ehrenberg und Windeck nennen, denn

nicht blos die Burg auf der Höhe, sondern auch das schöne Gut unten im Thale waren nun wieder sein Eigenthum. Zu dem Dorfe, das sich mit seinen reinlichen Häusern in dem Thale unterhalb der Burg an den Fuß des Waldes lehnte, gehörte eine Kirche. Sie lag höher wie das Dorf, auf dem halben Wege nach der Burg hin. Und es gewährte einen schönen Anblick, wenn man drunten am Rheinstrom stehend hinüberschaute auf das stattliche Dorf, welches mit der hübschen Kirche, die an den Wald sich anlehnte, einen niedlichen Abschluß fand. Unweit von der Kirche, näher nach dem Walde zu, stand das Pfarrhaus — ein kleines, bescheidenes Gebäude, im Sommer von Weinreben umrankt, im Winter mit seinem niedrigen Dach und seiner schmucklosen Außenseite sich kaum unterscheidend von den Hütten der Dorfbewohner. Aber sie kannten doch Alle sehr wohl das kleine Pfarrhaus, und wessen Herz kummervoll und beladen war, und wer der Hülfe oder des Rathes bedurfte, wanderte hinauf zu dem guten Pfarrer Theophil. Er hatte für Jeden ein freundliches Wort, ein offenes Herz. Und obwohl er noch jung war, so schien es doch den ältesten Leuten des Dorfes, als könnte er ihnen am besten Rath

ertheilen, und als hätte er alle Leiden und Schmerzen der Welt in seinem Herzen gelitten und überwunden, und sei daher der Patriarch der Weisheit und der Güte. Von seiner Geschichte wußte Niemand etwas in dem großen Dorfe, und was sich vor Jahren begeben an den Ufern der Elbe, wo ein rettender Engel dem Kämpfenden und Verzweifelnden damals die Hand gereicht, wußte nur das Herz des Priesters, und er sprach nur davon mit seinem Gott. Wer dieser Engel gewesen, wer ihn damals vom Tode errettet, das wußte Theophil. Er kannte den Namen, und er ehrte und liebte ihn wie einen Heiligen. In seinem kleinen Studirzimmer befand sich nur Ein Schmuck, ein einziges Bild — das Bild des Dichters Friedrich Schiller. Ein Kranz von Immortellen und Immergrün umgab den Rahmen. Und selbst im Winter, wenn Schnee und Eis den Garten bedeckte, wanderte der Pfarrer an jedem Morgen in den Garten, um nach einigen grünen Blättern zu suchen und das Bild seines geliebten Dichters, seines rettenden Engels neu zu bekränzen. Wenn er am Sonntag Nachmittag nach beendetem Gottesdienst im Sommer die Mitglieder seiner Gemeinde unter der grünen Linde versammelte, las er ihnen mit lauter

Stimme die neuen Gedichte Friedrich Schiller's vor, und erklärte ihnen, was sie nicht verstanden, und ließ die Schönheit und die Poesie vor ihren Augen und Ohren aufblühen wie eine köstliche Himmelsblume. Und sein Auge strahlte dann in Begeisterung, und ein seliges Lächeln umschwebte seine Lippen.

Friedrich Schiller — das war an jedem Abend das letzte Gebet, das für den Dichter von des Pfarrers Lippen tönte, an jedem Morgen sein erster Gruß, den er hinaussandte in die Welt. Friedrich Schiller, — möge Gott im Himmel allen Segen und alle Gnade über ihn in Glück und Wonne heruntersenken. Viel tausend Herzen hast Du erfreut und gerührt, viel tausend Seelen neigen sich vor Dir in Liebe und Anbetung. Aber kein Herz liebt Dich mehr, und keine Seele gehört Dir treuer, als die des armen Pfarrers Theophil. Manchen Schmerz und manchen Kummer hatte Theophil zu durchleiden gehabt nach jener Nacht der Verzweiflung und der Tröstung. Oft hatte er in sich zu verzagen gemeint, aber nie wieder war ihm der furchtbare Gedanke jener Nacht als böser Feind nahe getreten, und was er damals in die tapfere und segensvolle Hand Friedrich Schiller's gelobt hatte, das hat er treu-

lich gehalten. Er hatte freudig geduldet und kraftvoll überwunden, was er zu überwinden gehabt. Niemand weiß das, als Gott allein. Denn nur Gott stehet es zu, die inneren Schmerzen des Priesters zu kennen, und nur er allein weiß von seiner Entsagung, seinen Kämpfen, seinem Herzensleid. Die Madonna lächelte zu dem Priester herunter mit ihrem Himmelslächeln und ihrem Mutterglück, sie lächelte dem Einsamen, dem Liebeleeren, dem von Familienfreuden und Vaterglück Ausgeschlossenen Freude und Trost in das Herz.

Aber die Einsamkeit und die Verlassenheit des Priesterthums ist eine Buße, welche Theophil sich selber auferlegt hat. Und ob unter dem schwarzen Priesterrock das Herz eines jungen Mannes geschlagen, ob es jemals in Liebe erglüht, und ob es den Schmerz überwunden hat, das ist sein Geheimniß, und nur Gott soll es kennen. Er ist der Trost der Leidenden, der Rathgeber der Kranken, er ist der Diener Gottes auf Erden.

Die Kirchthür ist geöffnet, und die Strahlen der wärmenden Märzsonne fallen mit einem langen, goldenen Streifen durch die Fenster in den leeren Raum. Nur am Sonntag findet in der

kleinen Kirche Gottesdienst statt; aber geöffnet ist sie an jedem Tage in der Mittagsstunde; und wer sein Herz beladen und schwer findet, und wer es erleichtern möchte durch die Beichte, der findet in dieser Stunde den Pfarrer Theophil in dem Beichtstuhl bereit, zu trösten und zu rathen nach seiner besten Kraft. Auch heute, eine Stunde nach der Unterredung Leonorens mit ihrem Gemahl, war Theophil in seine Kirche gegangen und hatte, wie immer wenn die elfte Stunde tönte, sich in den Beichtstuhl begeben, um da zu beten und zu warten. Auch dieses Mal hatte er nicht vergeblich gewartet. Auf der andern Seite des Beichtstuhles, tief in ihren Schleier gehüllt, lag jetzt ein bleiches, schmerzbeladenes Weib. Sie hatte die Hände gefaltet, und mit dem Gesicht an das Gitter gelehnt, flüsterte sie in das Ohr des jungen Priesters ihre Klagen, ihre Aengste, ihre Verzweiflung und ihre Liebesnoth.

Er hatte ihr schweigend zugehört, und sein Antlitz ward bleich und farblos wie das ihre, und die Thränen rollten von seinen Wangen hernieder.

Mein Vater, stöhnte sie jetzt, da die Beichte beendet war, ich vermag es nicht zu ertragen;

ich habe gelitten und gerungen, und es ist vergeblich gewesen. Ich stehe an einem Abgrund, und nichts wird mich davon zurückhalten.

Die Liebe Gottes wird Dich zurückhalten, murmelte durch das Gitter die sanfte Stimme des Priesters. Er wird mit seiner helfenden Hand den Abgrund überdecken. Wende Dich an ihn, meine Tochter, und flehe zu ihm mit starkem Herzen, dann wird er Dir helfen.

Nein! rief sie, und gellend klang dieses Nein durch die Stille der Kirche. Nein, Gott hört nicht auf meine Stimme. Ich habe oft auf meinen Knieen gelegen mit gerungenen Händen, und zu ihm meine Schmerzensschreie emporgerufen: er hat mich nicht gehört.

Er hat Dich gehört, meine Tochter, und er wird Dein Herz stärken, daß es sich selber überwinde, und daß es Dir die Kraft gebe, allem Andern zu entsagen, damit Du dereinst mit freiem und offenem Blick den Augen des Kindes gegenübertreten kannst, welches er an Dein Herz legen wird, als die Versöhnung Deiner Schuld und die Belohnung Deiner Buße. Gehe hin, meine Tochter, und sei stark, stark im Entsagen, kraftvoll im Unglück.

Amen! sagte sie leise, und erhob sich von

ihren Knieen und schwankte gesenkten Hauptes durch die sonnenglänzende Kirche dahin. Nicht Einmal wandte sie das Haupt rückwärts, und sah nicht, wie der junge Priester mit bleichem Antlitz, auf seinen Knieen liegend, ihr nachschaute und dann seine Augen aufhob gen Himmel mit einem Blick, dessen tiefen Schmerz und geheimes Leid nur Gott zu deuten vermochte.

Langsam ging Leonore den Waldweg wieder hinauf nach Burg Windeck. Auf dem Schloßhofe traf sie zusammen mit ihrem Gemahl, der eben im Begriff war, sein Pferd zu besteigen. Seine Jagdhunde umsprangen ihn, freudig heulend, und seine beiden Jäger hielten schon auf ihren Rossen bereit. Denn der Baron wollte mit ihnen hinaus, um einen Hirsch zu jagen, den die Jäger ihm gestellt. Nur flüchtig grüßten sich die Beiden; dann sprengte der Baron, gefolgt von seinen Jägern und seinen Hunden, aus dem Schloßhofe fort, und Leonore ging langsam die breite Freitreppe hinauf und kehrte in ihre Gemächer zurück.

Er wird nicht kommen, sagte sie zu sich selber. Gott hat doch vielleicht mein Gebet erhört und wendet seinen Sinn, daß er nicht kommt. Sie legte Mantel und Schleier ab, und nahm ihren Platz im Erkerfenster wieder ein. Das Buch, in

dessen Lectüre sie ihr Gemahl unterbrochen hatte, lag noch geöffnet auf dem kleinen Marmortisch, und sie nahm es wieder zur Hand. Sie wollte lesen und starrte in das Buch hinein, und wußte nicht was sie las, und hörte nur auf die Stimme, die in ihrer Brust flüsterte.

Wird er kommen, werde ich ihn wiedersehen? Ich habe gerungen und gekämpft, und ich dachte, ich hätte überwunden, hätte mit dem Schnee der Resignation mein Herz überschüttet, daß alle Blüthen darin für immer erstarrt wären. Aber nun auf einmal, da ich seinen Namen gehört, ist es, als wenn die Frühlingssonne wieder über mir aufgegangen wäre; und das Eis ist zertheilt, und alle Blüthen sprossen und rufen nach ihm und nennen ihn. Oh Gott, gieb, daß er nicht kommt, hilf mir in meiner Angst und Noth!

Sie dachte vielleicht, das Alles habe sie in dem Buche gelesen, und zwang jetzt ihre wirren Blicke, wieder darauf hinzusehen. Aber sie ließen sich nicht zwingen; sie schweiften hinaus, und schauten aus dem Erkerfenster hinunter in das Thal und späheten dem Weg entlang, dem Weg, der von dem Dorfe hinaufführte.

Wird er kommen? werde ich ihn wiedersehen?

Sie schaute und spähete aus dem Fenster

hinaus, und hörte es nicht, wie leise hinter ihr die Thür geöffnet ward, der Diener hereinschaute, dann zurücktrat und einem Herrn Platz machte. Der winkte den Diener hinaus und schloß leise die Thür.

Wird er kommen? werde ich ihn wiedersehen? so rief es in ihrem Herzen, so murmelten ihre Lippen, und sie lehnte das Haupt weiter hinaus aus dem Erkerfenster und schaute hinab auf den Weg.

Leise und unhörbar schlich er über den Teppich des Zimmers auf den Spitzen seiner Zehen dahin. Und nun, wie er ganz nahe bei ihr war, da tönte es wie ein Freuden- und Jubelruf von seinen Lippen: Leonore! Sie wandte sich um. Sie schrie laut auf, und sie wußte es nicht, daß sie vorwärts sprang; und sie wußte es nicht, daß sie sich an seine Brust warf, daß sie ihr Haupt an seine Schulter lehnte, daß er seine Arme fest um sie schlang und in seliger Lust ihre Stirn küßte.

Aber auf einmal erinnerte sie sich, und mit einer wilden, zornigen Bewegung stieß sie ihn von sich und trat stolz zurück.

Warum sind Sie gekommen, Prinz Louis

Ferdinand? Was wollen Sie hier auf Schloß Windeck?

Ich will Sie sehen, Leonore, und ich bin gekommen, weil Dein Gemahl es mir erlaubt hat. Oh sieh', ich bin demüthig gewesen. Ich habe nicht nach Dir gefragt, ich habe Dich nicht gesucht. Nur mit den Engeln im Himmel und den geheimsten Gedanken meiner Seele habe ich gesprochen von Leonore, die ich zuletzt gesehen im Walde von Verdun. Aber sie ist doch immer bei mir gewesen, und holde, kleine Amoretten haben aus meinen Seufzern und meiner Sehnsucht eine unsichtbare Brücke gebaut, und nun bin ich herübergekommen, nun bin ich bei Dir. Oh sieh' mich nicht so zürnend an, schilt mich auch nicht, und wolle mich nicht zu neuem Entsagen und neuer Trennung verurtheilen. Wir haben gekämpft und gerungen, aber das Schicksal ist gnädig und barmherzig, und es führt mich zu Dir.

Sagen Sie lieber, das Schicksal ist unbarmherzig und grausam, sagte sie düster. Wenn es Ihnen gnädig gewesen wäre, so hätte es die Erinnerung an mich in Ihrem Herzen ausgelöscht, so hätte es Ihnen gesagt, daß Leonore von Ehrenberg nichts zu schaffen hat mit dem jungen, mit dem schönen Prinzen Louis Fer-

dinand. Habe ich Ihnen nicht gesagt und geboten, daß Sie nicht forschen sollen nach mir? Habe ich es Ihnen nicht zur Pflicht gemacht, auf die Stimmen zu hören, die Ihnen von mir erzählen werden, und zu glauben, daß das, was sie sagen, nicht Lüge und Verleumdung ist, sondern die Wahrheit?

Ich habe auch gethan, was Du geboten, Leonore, sagte er mit zärtlichem Tone. Ich habe mein Ohr nicht verschlossen, und habe die Verleumder und Lügner angehört mit ruhigem Gesicht. Aber in meiner Seele hat es getobt von einem Sturme, von einem göttlichen Feuer; und die Liebe hielt in mir immer den Scheiterhaufen bereit, auf welchem alles Böse und Schlechte, was sie von Dir sagten, zu Asche verbrannte. Was kümmert es mich, wer Du gewesen; was kümmert es mich, was sie lügen und schreien von Deiner Vergangenheit. Ich liebe Dich! Hörst Du, ich liebe Dich, Leonore! Und alle Lust und alle Wonne der Erde ist für mich nur bei Dir. Zu Deinen Füßen, wenn Du mich zertreten willst, in Deinen Armen, wenn Du mich segnen willst!

Unglückseliger! rief sie glühend, Sie wissen nicht, was Sie da sprechen. Der böse Feind ist

es, der Sie zu mir führt. Fliehen Sie, mein Prinz, fliehen Sie, da es noch Zeit ist! Denn ich wiederhole es Ihnen: das Unglück bricht über Sie herein, wenn Sie der thörichten und wahnsinnigen Liebe zu mir nicht für immer die Thore Ihres Herzens verschließen. Fliehen Sie, mein Prinz, noch ist es Zeit.

Und in gewaltiger Bewegung, mit überströmenden Augen, warf sie sich vor ihm auf die Kniee nieder.

Prinz Louis Ferdinand! Im Namen Deiner Mutter, im Namen Deiner Schwester, im Namen alles Dessen, was rein und unschuldig, gut und schön ist, beschwöre ich Dich: wende Dich von mir! vergiß, daß Du mich je gesehen, wende Dich um und kehre nie wieder zu mir zurück! Du bist gut, Du bist edel, Du bist großmüthig! Ich beschwöre Dich, verlaß mich! Nicht blos um Deiner selbst willen, sondern auch um meinetwillen beschwöre ich Dich: fliehe von mir und verlaß mich für immer. Noch ist der Weg frei, der Dich von mir führt, die Thür ist offen. Fliehe! Und wenn Du mich je geliebt hast, und wenn Du Mitleid und Erbarmen für mich hast, so vergiß, daß ich jemals lebte! Kehre nicht zu mir zurück, und wenn auch mein Gemahl Dich

darum bittet, wenn er mit Schmeichelworten an Dich herantritt, höre ihn nicht, gehe von dannen, und kehre nie zu mir zurück.

Er neigte sich zu ihr nieder und zog sie empor in seine Arme.

Ich liebe Dich, Leonore! Hast Du es nicht gehört, und tönt es nicht wieder in jedem Tropfen Deines Blutes, in jedem Athemzuge Deines Herzens, Deiner Lippen? Ich liebe Dich! Und wärest Du die Loreley selber, ich ließe nicht von Dir!

Ich bin es, ich bin die Loreley, bin schlimmer als Das!

Und wärest Du aus den Tiefen der Hölle zu mir heraufgestiegen, ich ließe Dich nicht!

Ich bin es, bin aus den Tiefen der Hölle zu Dir heraufgestiegen, um Dein Herz zu versuchen und Dich in's Unglück zu stürzen, darum laß ab von mir!

Ich lasse nicht von Dir! rief er mit leuchtenden Augen und strahlendem Gesicht. Ich bin bei Dir und bleibe bei Dir, denn ich liebe Dich! Meine Seele, mein Herz gehört Dir! Und siehe, da lieg' ich zu Deinen Füßen! Setze Deinen kleinen Fuß auf meinen Nacken, zertritt mich, wenn Du willst; es ist schöner zu Deinen Füßen zu

sterben, als zu leben in den Armen einer Andern. Ich will nichts, ich begehre nichts, nichts, als Dich allein. Ich habe Dich gesucht seit ich Dich zuletzt gesehen, mit jedem Gedanken meiner Seele, mit jedem Seufzer meines Herzens. Und nun ich Dich wieder habe, bleibe ich bei Dir, und wüßte ich, daß die Hölle in diesem Augenblicke sich öffnete, um Dich zu sich zu rufen, und mich mit Dir. Und sei nun nicht grausam und nicht wild, Du meine süße Loreley. Es giebt nur ein Wort der Erlösung für Dich und für mich, laß es für mich von Deinen süßen Lippen tönen. Und dies glaube fest: ich liebe Dich, und ich lasse nicht von Dir!

So möge Gott sich unserer erbarmen, rief sie schallend laut, denn ich liebe Dich, ich liebe Dich!

Er jauchzte laut auf und schloß sie glühend in seine Arme, und ihre Lippen begegneten sich in einem Kuß der Wonne und des Entzückens!

Ende des dritten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Deutschland in Sturm und Drang historischer Roman

Bd.: 3,3

Jena 1868

P.o.germ. 1940 z-3,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312834-7